



forschung

365

Das Wissenschaftsmagazin der Universität zu Köln
The University of Cologne's Journal of Science

Migration Migration

Umweltflüchtlinge:
 Fakt oder Fabel?

Environmental refugees:
Myth or reality?



Fremde Pflanzen. Woher Pflanzen kommen und wie sie unsere Umwelt verändern.

Alien plants. Where plants come from and how they change our environment.

Durch Zeit und Raum. Migrationsphänomene in der Kunstgeschichte.

Through time and space. The phenomenon of migration in art.



AS Restaurant
Kervansara

- Etlerimiz (halı kebabı)
- Kışmırlant
- Sommerterracen
- Açık Büfe - Kahvaltı
- Offene Buffet - Frühstück

Migration Migration



Deutschland ist ein Einwanderungsland. Zum Glück, denn gerade Forschung lebt vom Austausch durch Migration. Ein Blick auf den Campus zeigt, dass sich Studierende, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler heute mehr als je zuvor durch ihre Herkunft unterscheiden.

Debatten über Migration prägen unseren Alltag. Doch leider werden sie zu oft von Emotionen überschattet und zu selten der Komplexität des Themas gerecht. Die Tatsache, dass sich Forscher aller sechs Fakultäten der Universität zu Köln damit beschäftigen, zeigt, wie vielschichtig Migration ist. Viele Herausforderungen, vor denen die Menschheit heute steht, sind eng mit dem Thema verbunden. Migration als Folge von Klimaveränderung oder Urbanisierung wird viele Regionen der Welt in den nächsten Jahrzehnten stark verändern. Kölner Wissenschaftler forschen weltweit, um diesen Entwicklungen nachzugehen. Aber auch direkt vor unserer Haustür finden sich etliche Forschungsgebiete zur Migration. Gleich mehrere Fachbereiche behandeln etwa den Umgang mit Einwandererinnen und Einwanderern in Deutschland.

Vergessen sollte man schließlich auch nicht, dass sich das Thema nicht auf den Wohnortwechsel von Menschen beschränkt. Unsere Umwelt ist voll von Migrationsphänomenen: Unentwegt migrieren Tiere, Pflanzen, Planeten, Moleküle, Waren und neuerdings auch Daten – meistens ohne, dass wir es bewusst wahrnehmen. Es lohnt sich, Migration aus ganz neuen Perspektiven zu betrachten. Mit der aktuellen Ausgabe des Forschungsmagazins wollen wir Sie dazu einladen. Wir wünschen Ihnen eine angenehme Lektüre und freuen uns über Ihr Interesse an unserem Magazin.

Germany is a country of immigration. This is to our benefit, because research is driven by an exchange of ideas among researchers from different countries. A glance at the campus shows that students and academics today come from more varied places of origin than ever before.

Debates about immigration are part of our daily life. Unfortunately, however, they are all too frequently overshadowed by emotional reactions and too rarely take into account the complexity of the subject. The fact that academics in all six faculties of the University of Cologne are engaged in research related to the subject of migration demonstrates the multi-layered nature of the phenomenon. Many of the challenges faced by people today are closely linked with this topic. Migration as a result of climate change or urbanisation will have a strong impact on many regions of the world in the next few decades. Academics in Cologne are conducting worldwide research in order to analyse these developments. Some of this migration research is taking place directly on our own doorstep. Several faculties are currently looking at how immigrants are treated in Germany.

We should also bear in mind that the concept of migration is not something that is restricted to humans changing their place of residence. Our environment is full of migratory activities – animals, plants, planets, molecules, goods and even data migrate all the time – mostly without us being even consciously aware of this. Hence it is worthwhile to consider migration from entirely new perspectives. Our current edition of the research magazine invites you to do so. We would like to thank you for your interest in our magazine and hope you enjoy reading it.

Prof. Dr. Axel Freimuth | Rektor der Universität zu Köln Rector of the University of Cologne

Prof. Dr. Thomas Langer | Prorektor Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchs Prorector of Research and Young Scientists

6

Sichtweisen
Perspectives

78

Wissenschaft im Brennpunkt
Science in Focus

90

Forschungsk Kooperationen
Research Cooperation

94

DFG-Projekte
DFG-Projects

96

Forschungspolitik
Research Politics

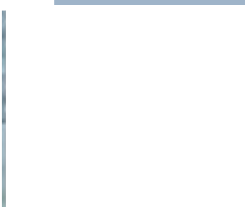
102

Impressum
Imprint



10

Stunde Null
Starting from scratch



20

Die Geschichte der Anderen
The stories of "others"



30

Umweltflüchtlinge:
Fakt oder Fabel?
Environmental refugees:
Myth or reality?



40

Auf dem Weg zu einer modernen
Volkswirtschaft
The path to a modern economy

Migration



46

Durch Zeit und Raum
Through time and space



54

Fremde Pflanzen
Alien plants



62

Können Menschen Wurzeln haben?
Can people have roots?



70

Mietvertrag nur für Deutsche?
Tenancy agreement just for Germans?

Vorschau: Die nächste Ausgabe von forschung 365 widmet sich dem Thema „Zukunftsstädte“.
The next edition of forschung 365 will be on "Future Cities".

Migrationsgeschichte – ein elementarer Bestandteil der deutschen Geschichte

The history of immigration – a fundamental element of German history

 Gemessen daran, dass Migrationserfahrungen zu einem elementaren Bestandteil der Menschheitsgeschichte gehören, wir also zu Recht von einem „Normalfall Migration“ sprechen können, wirkt im Vergleich dazu der Zeitraum, seitdem der „Normalfall Migration“ in der deutschen Gesellschaft wahr- und ernstgenommen wird, sehr bescheiden: Erst seit 2005 definiert sich die Bundesrepublik als Einwanderungsland. Davor tat sich Deutschland schwer, diese Tatsache anzuerkennen.

Die Kenntnisse über die Ursachen, Stationen und Auswirkungen von Migration blieben auch deswegen so rudimentär, weil die Geschichte der Einwanderer weder in der Wissenschaft noch in Archiven und Museen besondere Aufmerksamkeit erhielt. Das Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland (DOMiD) versucht seit seiner Gründung 1990 diesem gesellschaftlichen Defizit mit dem Ziel entgegenzuwirken, das historische Erbe von Einwanderern in Deutschland zu bewahren und öffentlich zugänglich zu machen. Grundlage

ist dabei unsere bundesweit einzigartige Sammlung zur Kultur- und Alltagsgeschichte, die individuelle Erfahrungen spiegelt, aber auch amtliche Materialien enthält. DOMiD hat sich so in den letzten zwei Jahrzehnten zu einem besonderen Kompetenzzentrum innerhalb der deutschen Archiv- und Museumslandschaft entwickelt, dass von zahlreichen Wissenschaftlern besucht wird. Wir bilden so den Ausgangspunkt für weitere Forschungsanstrengungen, die notwendig sind, um Migrationsgeschichte von den Rändern ins Zentrum des historischen Gedächtnisses zu rücken.

Neben dem Aufbau dieser Sammlung etablierte sich DOMiD als zentraler Akteur auf dem Gebiet des Ausstellens von Migration in Deutschland. Eins ist uns dabei wichtig: Wir bewahren dadurch nicht nur die Geschichte der Einwanderer, sondern auch die ihrer „deutschen“ Kollegen, Nachbarn und Freunde, also die Sicht des Aufnahmelandes. Dementsprechend stellen wir keine Migrantengeschichte dar, sondern Migrationsgeschichte, also keine isolierte Geschichte, die nur Mig-

ranten betrifft, sondern eben das was sie ist: Deutsche Geschichte. Das Wissen um diese gemeinsame Geschichte muss sich in einem zentralen Migrationsmuseum in Deutschland widerspiegeln, das dem Phänomen „Migration“ eine Bühne bietet, es in all seinen Facetten darstellt, abstrakt und konkret. Damit wird erst der Raum geschaffen für Auseinandersetzung, Verständnis, Erkenntnis und Bewusstsein. Es geht also nicht nur um einen Ort, an dem die Einwanderer und ihre Kinder sich ihre Geschichte vergegenwärtigen können; es geht darum, einen Ort zu schaffen, an dem Deutschland sich als Einwanderungsland entdecken und verstehen lernen kann.

Bis es damit soweit ist, besteht unser Auftrag darin, als Impulsgeber auf die gesamtgesellschaftliche Relevanz von Migration hinzuweisen und das Thema durch ständige Sammlungs- und Ausstellungsarbeit einer breiten Bevölkerungsschicht näherzubringen. Wir leisten damit einen wichtigen Beitrag zur Erinnerungskultur in Deutschland und zum Abbau kultureller Missverständnisse und Vorurteile.



Arnd Kolb

Geschäftsführer des Dokumentationszentrums und Museums über die Migration in Deutschland (DOMiD)
Director of the Documentation Centre and Museum of Migration in Germany

In view of the fact that migration is such an all-pervasive and core feature of human history and that it can thus be said to represent the 'natural' state of things, the period in which (im)migration was perceived as 'natural' by German society is relatively modest. It is only since 2005 that Germany has defined itself as a 'country of immigration'. Before this, Germans had difficulties in recognising that this was the reality.

This means that the understanding of the causes, phases and effects of immigration was also rudimentary because the history of immigrants was largely ignored by researchers, archives and museums. Since its foundation in 1990, the Documentation Centre and Museum of Migration in Germany (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland – DOMiD) has been working to counteract this deficit through its objective of preserving and making publicly accessible the historical heritage of immigrants in Germany. The basis is our collection, unique in Germany, of cultural and everyday artefacts that reflect individual experiences. At the

same time, we also archive official materials. DOMiD has evolved in the last two decades into a special competence centre within the German archive and museum landscape, and is today visited by numerous researchers. We represent the starting point for research aimed at moving the history of immigration from the margins to the very centre of focus of historical awareness.

In addition to building our collection, DOMiD has become a major contributor to exhibitions dealing with the subject of immigration to Germany. One thing is of particular importance to us in this respect: we consider it essential that not only the history of immigrants is preserved, but that the point of view of the host country, in other words, that of their 'German' colleagues, neighbours and friends, is also presented. We are thus not interested in putting the history of immigration on display in the form of an isolated exposition of immigration, but wish to show it for what it really is, namely a part of German history. Insight into this shared history needs to be provided in a dedicated immi-

gration museum in Germany that can create a suitable setting for the phenomenon of immigration in which all its facets, both abstract and concrete, can be presented. This is a precondition to creating the necessary arena that makes interaction, understanding, perception and awareness possible in the first place. It would not be a place designed for immigrants and their children where they could come to explore their history; it would be a venue where all Germans could discover and understand what it means to live in a country of immigration.

Until these objectives are met, we see it as our mission to draw attention to the societal relevance of immigration and make more people aware of the subject through our continuing collection and exhibition activities. We believe that, in this way, we are making an important contribution to the culture of remembrance in Germany and to the reduction of cultural misunderstandings and prejudices.

Den Blick auf Migration erweitern

A more comprehensive view of immigration

 Migration, verstanden als individuell und sozial relevante Wanderungsbewegungen im geografischen wie sozialen Raum, gibt es seit Jahrtausenden. Demgegenüber ist die wissenschaftliche Erforschung von Migration vergleichsweise jung. Auch wenn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vereinzelt staats- und wirtschaftswissenschaftliche Statistiker die Wanderungsbewegungen in verschiedenen Arbeitsmarkregionen, vornehmlich in Europa und in den USA, analysierten, erfolgte eine systematische wissenschaftliche Thematisierung der gesellschaftlichen Tatsache von Migrationsphänomenen erst hundert Jahre später. Es waren vor allem Studien über die Arbeits- und Lebensbedingungen polnischer Bauern, italienischer Wanderarbeiter oder chinesischer Wäschereibetreiber in US-amerikanischen Großstädten wie Chicago oder New York zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die das Bild und die Diskussion der frühen Migrationsforschung prägten. Die Geburt der Migrationsforschung, so könnte man es pointiert formulieren, entspringt dem Geist gesamtgesellschaftlicher Modernisierungsprozesse, denn sie fasst Migration als Basiserfahrung wie -phänomen moderner Gesellschaften und definiert

damit gleichzeitig bewusst wie unbewusst Migration als Voraussetzung wie Basiskategorie solcher Wissenschaften, die sich mit dem Wesen und Wandel moderner Gesellschaften beschäftigen. So wundert es nicht, dass neben den Bevölkerungs-, Politik- und Wirtschaftswissenschaften vor allem auch die Soziologie zu den prominenten Orten der wissenschaftlichen Thematisierung von Migration zählt.

Im deutschsprachigen Raum kamen eine breite gesellschaftliche Diskussion und eine entsprechende wissenschaftliche Beschäftigung mit Migration erst verspätet in Gang. Die Migrationsforschung machte hierzulande vor allem als Gastarbeiterforschung in den 1960er und 1970er Jahren ihre ersten Schritte und beschäftigte sich wesentlich mit den sozialen und psychischen Folgen des Lebens in der sogenannten Fremde. Auch in den Folgejahren dominierten solche Arbeiten, die ausgehend von der Annahme der kulturellen Fremdheit, einer anderen „ethnischen Identität“ der Migranten auf die Voraussetzungen und Bedingungen für eine gelungene Eingliederung fokussierten. Dies rief neben Soziologen vor allem Sprach- und Kulturwissenschaftler, Psychologen und Erziehungswissenschaftler auf den Plan.

Mit der Zunahme rassistisch motivierter Straftaten und fremdenfeindlicher Gewalt in den 1990er Jahren wird erstmals auch von wissenschaftlicher Seite massive Kritik an gesellschaftlichen wie politischen Fremdenethnisierungsprozessen geübt. 1996 gründet sich an der Universität zu Köln die Forschungsstelle für Interkulturelle Studien (FiSt), die sich bis heute der Aufgabe verschreibt, die Konstruktion des Anderen im Kontext gesellschaftlicher Zugehörigkeitsverhältnisse theoretisch wie empirisch zu reflektieren, ohne dabei die Konstruktion des „Eigenen“, z.B. der mehrheitsgesellschaftlichen Identität sowie die eigene wissenschaftliche Involviertheit aus den Augen zu verlieren. Vor allem aber geht es auch darum, den Blick auf Migration und Migranten zu erweitern, in dem nicht nur „bildungsferne“, „arme“ oder „gefährliche“ Migranten fokussiert werden, sondern etwa auch bildungserfolgreiche Akademiker mit Migrationshintergrund und ihre Erfahrungen und Kapitalien.



Prof. Dr. Julia Reuter

Soziologin am Institut für vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften der Humanwissenschaftlichen Fakultät und Sprecherin der Forschungsstelle für interkulturelle Studien Köln (FiSt)
Sociologist at the Institute for Comparative Educational Research and Social Sciences of the Faculty of Human Sciences and Spokesperson of the Research Centre for Intercultural Studies in Cologne (FiSt)

Migration – understood as the individual and socially relevant movement of people across geographical and social areas – has been occurring for many thousands of years. Academic research into migration, on the other hand, is a relatively new phenomenon. Although there were a few economists and statisticians in the first half of the 19th century who analysed migratory movements in various labour market regions, especially in Europe and the United States, the social aspects of migratory phenomena only began to be systematically and scientifically addressed a hundred years later. Early migration research was mainly characterised by studies of the working and living conditions of Polish peasants, Italian migrant workers and Chinese laundry operators in large US cities such as Chicago or New York at the beginning of the 20th century. It can be said that the birth of migration research dates from the arrival of an all-encompassing social modernisation process because this led to migration being perceived as a fundamental concept and reality of modern societies. As a result, migration became – both consciously and subconsciously – a phenomenon that could no longer be ignored by those dis-

ciplines whose task it is to study the nature and evolution of modern societies. It thus comes as no surprise that sociology, together with the demographic, political and economic sciences, became a leading discipline in the development of academic theories regarding migration.

A broader social discussion and the corresponding academic analysis of migration only developed at a much later stage in German-speaking countries. Migration research was a field first explored in the 1960s and 1970s, during which period the focus was on the 'guest workers' and on the social and psychological consequences of living in a foreign country. Work of this kind predominated in subsequent years; it was based on the assumption that the immigrants had an inherent cultural 'foreignness' and different 'ethnic identity', while it also focussed on ways in which they could be best integrated in German society. But following the sociologists, linguists, cultural scholars, psychologists and educationalists also began to enter the picture. The increase in racially motivated crime and xenophobic violence in the 1990s resulted in the first extensive criticism by the academic community of the social and political processes of ethnicising immigrants.

In 1996, the University of Cologne established the Research Centre for Intercultural Studies (FiSt), which continues to analyse the perception of 'otherness' within the context of social categorisation and participation, both at a theoretical and an empirical level. This research remains aware of the constructedness of the 'familiar', for example the identity assumed by the majority in a society as well as the researchers' own involvement. The main objective is to extend the concept of immigration and immigrants and to cease focusing only on 'uneducated', 'poor' or 'dangerous' immigrants, but also on educated academics from an immigrant background with their unique experiences and contributions.

я не понимаю!





Stunde Null

Schulen brauchen neue Unterrichtskonzepte
für Kinder ohne Deutschkenntnisse

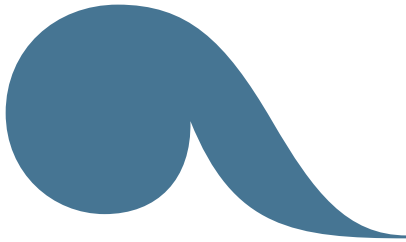
Starting from scratch

Schools require new educational concepts for
children unable to speak German

Sebastian Grote

Immer mehr Kinder aus Einwandererfamilien kommen ohne oder mit nur geringen Deutschkenntnissen in die Schule. An vielen Schulen entstehen daher spezielle Förderklassen, in denen sie auf eine reguläre Schullaufbahn vorbereitet werden sollen. Bislang gibt es jedoch kaum Konzepte für den Unterricht in solchen Klassen. Am Mercator-Institut für Sprachförderung und Deutsch als Zweitsprache der Universität zu Köln untersuchen Wissenschaftler deshalb die Situation von Seiteneinsteigern in Deutschland und erarbeiten neue Methoden zur Sprachvermittlung.

An increasing number of children from immigrant families living in Germany start school with no or only a minimum knowledge of German. Many German schools thus have special remedial classes in which such children are prepared for participation in the regular school curriculum. To date, however, only a few strategies for teaching such classes have been generated. Researchers at the Mercator-Institut für Sprachförderung und Deutsch als Zweitsprache (Mercator Institute for the Promotion of Language Learning and German as a Second Language) at the University of Cologne are thus studying the situation of newcomers in Germany and working out new methods of teaching languages.



Am Anfang des Schuljahres waren nur fünf Schüler in seiner Klasse. Lehrer Nils Grupe war sich aber schon damals im Klaren darüber, dass es nicht bei dieser Zahl bleiben würde. Mittlerweile sind es dreizehn. Die meisten Lehrer können von so einer Klassengröße nur träumen, für Grupe ist dagegen schon jetzt eine gewisse Grenze erreicht. Seine Schüler kommen aus Italien, Kamerun, Polen, Vietnam, Kroatien, Brasilien, Amerika, Iran, Spanien, Japan, Bulgarien und Kasachstan. Die jüngsten sind gerade einmal zehn Jahre alt, die ältesten schon vierzehn. Einen festen Lehrplan gibt es nicht.

Nils Grupe ist Deutsch- und Französischlehrer am Kölner Hildegard-von-Bingen-Gymnasium und betreut die Internationale Förderklasse der Schule. Hier bereitet er zugezogene Schülerinnen und Schüler mit geringen Deutschkenntnissen auf eine reguläre Schullaufbahn vor. Einige von ihnen verstehen noch so gut wie gar kein Deutsch. Trotzdem gilt für Kinder, die nach Deutschland kommen, vom ersten Tag an die Schulpflicht. Im Fachjargon nennt man diese Schüler Seiteneinsteiger.

Seit zwei Wochen hat die Internationale Förderklasse von Grupe einen Seiteneinsteiger aus Kasachstan. In den kommenden Monaten und Jahren wird er nicht nur die deutsche Alltagssprache lernen, sondern auch die Bildungssprache, Jugendsprache, Soziolekte und Englisch. Ein Frontalunterricht ist für Nils Grupe so gut wie unmöglich. Um der Heterogenität seiner Klasse gerecht zu werden, muss er vor allem eines können: improvisieren.

Man glaubte, das Problem würde sich mit der Zeit erübrigen

Prof. Dr. Michael Becker-Mrotzek von der Universität zu Köln kennt die Herausforderungen, vor denen Lehrer solcher Klassen stehen. Der Direktor des Mercator-Instituts für Sprachförderung und Deutsch als Zweitsprache erforscht seit Jahren, wie man die deutsche Sprache vermittelt. Die Situation von Seiteneinsteigern stand zunächst nicht ganz oben auf der Agenda des Instituts, doch der Handlungsdruck ist groß: „Allein in der Stadt Köln gab es im letzten Schuljahr 1.100 Seiteneinsteiger, und es kommen ständig neue hinzu“, sagt Becker-Mrotzek. Damit sie Lehrern später konkrete Methoden vorschlagen können, nehmen die Wissenschaftler eine Bestandsaufnahme der heutigen Situation vor: „Wir schauen, welche Methoden heute in den Schulen umgesetzt werden und wie sie funktionieren“, so Becker-Mrotzek.

Zusammen mit Prof. Dr. Hans-Joachim Roth, Dekan der Humanwissenschaftlichen Fakultät, koordiniert er auch die Bund-Länder-Initiative „Bildung durch Sprache und Schrift“, kurz BISS. In den kommenden Jahren wollen die Initiatoren des Programms Angebote zur Sprachförderung, Sprachdiagnostik und Leseförderung für Kinder und Jugendliche prüfen und verbessern. Mehr als 600 Bildungseinrichtungen aus allen Bundesländern beteiligen sich an der Initiative. Das Phänomen der Seiteneinsteiger ist nicht neu. Mit den Gastarbeitern aus Südeuropa kamen in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahr-

hunderts auch deren schulpflichtige Kinder nach Deutschland. Ein zweiter Schub folgte in den 90er Jahren mit den großen Flüchtlingswellen. Unterrichtsmethoden für nicht-deutschsprachige Kinder wurden damals erprobt und auch dokumentiert. Doch vieles davon ist im Laufe der Zeit verloren gegangen. „Die Forschung wurde in diesem Bereich nicht mehr weitergeführt. Später rückten dann stattdessen in Deutschland geborene Kinder mit Migrationshintergrund in den Fokus der Wissenschaft“, sagt Becker-Mrotzek. Diese Kinder hatten zwar oft Probleme mit der Bildungssprache, selten aber mit der Alltagssprache. Man glaubte, das Problem würde sich mit der zweiten oder dritten Generation erübrigen. Zu spät kam die Erkenntnis, dass Deutschland auch in den folgenden Jahrzehnten ein Einwanderungsland bleiben würde.

Die Kinder kommen und gehen oft mitten im Schuljahr

Seit einigen Jahren nimmt die Einwanderung nach Deutschland wieder deutlich zu. Grund ist vor allem die Personenfreizügigkeit der EU. Laut einem Ranking der OECD ist Deutschland weltweit das zweitbeliebteste Zuwanderungsland – direkt hinter den USA. Aber auch die Zahl der Asylbewerber erreichte 2013 den höchsten Stand seit 14 Jahren. Das ist eine Entwicklung, die sich auf das Schulsystem auswirkt. Internationale Förderklassen spiegeln das gesamte Spektrum der Migration nach Deutschland wider.

Die Klasse von Nils Grupe kann man sich nicht als gewöhnlichen Lernverbund vorstellen: Kinder kommen und gehen mitten im Schuljahr, oft völlig unvorhergesehen von einem Tag auf den anderen. Wenn es um Entscheidungen über Asylanträge oder die Verlegung einer Asylbewerberfamilie in ein anderes Bundesland geht, warten die Behörden nicht bis zu den Sommerferien. „Es kann schon vorkommen, dass ich an einem Montagvormittag in die Schule komme und in meinem Fach einen Brief mit dem Namen eines neuen Schülers finde“, sagt Grupe. „Dann kann ich meine ganze Planung für die Woche über den Haufen werfen, weil ich mich natürlich



erst einmal intensiv um ihn kümmern und die anderen Schüler derweil beschäftigen muss.“ Während der Lehrer rauszufinden versucht, auf welchem Sprachniveau sich der neue Schüler befindet, füllen die anderen Arbeitsblätter aus. Einige arbeiten auch an den Computern, die im hinteren Bereich des Klassenraums stehen. Die Rechner sind dem Engagement eines pensionierten Kollegen zu verdanken, der sie repariert und der Schule zur Verfügung gestellt hat. Über eine Lernplattform des Volkshochschulverbandes schauen die Schüler kurze Filme und bearbeiten anschließend kurze Aufgaben dazu. Die Plattform ist so aufgebaut, dass sie ihre Ergebnisse selbst kontrollieren können.

Mit Fünftklässlern kann man nicht das Gleiche machen wie mit Achtklässlern

Wenn Grupe den Unterricht vorbereitet, muss er nicht nur das unterschiedliche Sprachniveau seiner Schüler beachten, sondern auch den Stoff verschiedener Jahrgangsstufen berücksichtigen. Das lässt in vielen Fällen nur Gruppenarbeit zu. Während die einen Grammatik pauken, analysieren die anderen Gedichte. Für den Deutschunterricht könnte man noch argumentieren, dass der Spagat durch den hohen Umfang machbar ist. Bis zu 15 Stunden Deutsch pro Woche stehen auf dem Stundenplan der Seiteneinsteiger. Viel größer ist das Problem in den naturwissenschaftlichen Fächern. Mit Fünftklässlern kann man hier nicht das Gleiche machen wie mit Achtklässlern. Zu guter Letzt darf man auch nicht vergessen, dass sich das Alter der Schüler in ihrem Verhalten widerspiegelt: Eine vierzehnjährige Schülerin hat ihrem zehnjährigen Klassenkameraden normalerweise nicht viel zu sagen. Dennoch legt der Lehrer viel Wert darauf, dass die ganze Klasse so oft wie möglich etwas zusammen macht. „Nur so bleibt das Gemeinschaftsgefühl erhalten“, betont Grupe. Eine spezielle Ausbildung für Lehrer von Internationalen Förderklassen gibt es bisher nicht. Becker-Mrotzek sieht hier ganz klar Nachholbedarf: „Gerade was Seiteneinsteiger betrifft, werden Lehrer im Augenblick nicht ausreichend auf die Situation vorbereitet. Folglich werden

in den Schulen teilweise Lehrer eingesetzt, die auf diesem Gebiet noch keine Erfahrung haben.“

Bei Nils Grupe ist das nicht der Fall. Er hat nach seinem Lehramtsstudium mit den Fächern Deutsch und Französisch noch ein Ergänzungsstudium in „Deutsch als Fremdsprache“ absolviert. Letzteres ist allerdings in der Regel auf die Erwachsenenbildung ausgerichtet. Ein Deutschkurs für eine Gruppe Erwachsener an einem Goethe-Institut etwa ist nicht zu vergleichen mit dem Alltag in internationalen Förderklassen.

Deutsches Sprachdiplom als Anreiz zum Lernen

Für Seiteneinsteiger geht es in den Förderklassen um mehr als Sprachvermittlung. Sie sollen nicht nur Deutsch lernen, sondern auch so schnell wie möglich in einen regulären Klassenverbund integriert werden. Becker-Mrotzek: „Wenn sie ohne Deutschkenntnisse starten, brauchen Seiteneinsteiger in der Regel zwei bis vier Jahre, bevor sie dem regulären Unterricht folgen können. So lange kann man sie aber nicht allein in den Förderklassen unterrichten, die Kinder würden dann isoliert aufwachsen.“ In Fächern, in denen die Sprache weniger wichtig ist, nehmen Seiteneinsteiger daher so früh wie möglich am regulären Unterricht teil. Im Sport- oder Kunstunterricht zum Beispiel können die Schüler schon sehr früh Kontakte zu ihren späteren Klassen aufnehmen. In der internationalen Förderklasse sollen sie schließlich nicht länger als 16 Monate bleiben.

„Während dieser Zeit sind sehr viele individuelle Lösungen erforderlich, was vor allem kleine Lerngruppen voraussetzt“, sagt Becker-Mrotzek. Kooperatives Lernen wäre eine Möglichkeit, die Heterogenität der Klasse gezielt zu nutzen. In Lerntandems könnten sich die Schüler gegenseitig helfen: Wer schon etwas mehr Deutsch versteht, erklärt den Stoff einem Mitschüler noch einmal langsam in der Muttersprache. Eine andere Möglichkeit ist es, neue Anreize zum Deutschlernen zu schaffen. Im Rahmen der BISS-Initiative gibt es einige Schulen, die das Deutsche

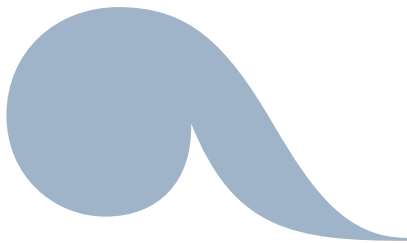
Sprachdiplom an zugezogene Schüler verleihen. Ursprünglich für Schulen im Ausland konzipiert ist es hierzulande für Seiteneinsteiger ebenfalls eine Motivation zum Deutschlernen. Schülern, die gut in Mathe und Naturwissenschaften sind, sollte man laut Becker-Mrotzek zudem gezielt bei sprachlichen Hürden in diesen Fächern helfen, etwa indem man ihnen den Stoff bildlich verdeutlicht. Dieser sogenannte sprachensible Fachunterricht hat sich bereits in traditionellen Einwanderungsländern bewährt.

Seiteneinsteiger haben ein Grundrecht auf Bildung

Letztendlich kommt es bei der Entwicklung geeigneter Methoden aber auch immer darauf an, für welche Schulform sie gedacht sind. „Eine internationale Förderklasse an einer Grundschule funktioniert völlig anders als an einem Gymnasium oder einem Berufskolleg“, betont Becker-Mrotzek. Genau hier liegt auch ein weiteres Problem: Momentan sind internationale Förderklassen überwiegend an Haupt- und Gesamtschulen verankert. In manchen Regionen gibt es sogar gar keine speziellen Förderklassen. Für viele Seiteneinsteiger ist es dementsprechend schwer, später ein Gymnasium zu besuchen. Dabei haben sie genau so wie ihre deutschen Klassenkameraden ein Grundrecht auf Bildung. Möglicherweise wird der Aufbau eines integrativen Schulsystems und damit einhergehend eine höhere Sensibilität für unterschiedliche Lernvoraussetzungen dazu beitragen, dass auch Seiteneinsteiger in Zukunft bessere Bildungschancen haben. Eine der größten Herausforderung wird aber auch dann noch bleiben, dass viele Seiteneinsteiger Flüchtlinge sind und hierzulande einen unsicheren Status haben. Internationale Konflikte, Flüchtlingsströme und Asylpolitik folgen eben anderen Gesetzmäßigkeiten als das deutsche Schulsystem.

Lehrer Nils Grupe unterrichtet dreizehn Schülerinnen und Schüler aus zwölf verschiedenen Nationen. Dazu muss er vor allem eines können: improvisieren.

Nils Grupe teaches thirteen pupils from twelve different nations. His most important professional skill: a talent for improvisation.



At the beginning of the school year, Nils Grupe – a teacher – had a class consisting of only five children. It was already clear at this stage, however, that their number would increase. There are by now thirteen of them. Most teachers can only dream about class sizes such as this, but Nils Grupe thinks that the limit has already been reached. His pupils come from Italy, Cameroon, Poland, Vietnam, Croatia, Brazil, the USA, Iran, Spain, Japan, Bulgaria

and Kazakhstan. The youngest are only about ten years old, while the oldest children are already fourteen. There is no fixed syllabus.

Nils Grupe teaches German and French at the Hildegard-von-Bingen-Gymnasium secondary school in Cologne and looks after the school's international remedial class. Here he prepares newly arrived pupils who speak little German for a regular school career. Some of them understand practically no German at all. Nevertheless, children who come to live in Germany must attend school from the first day if they are of the mandatory age. The technical term for such pupils is 'lateral entrants'. For the past two weeks, Grupe's international remedial class has been attended by a lateral entrant from Kazakhstan. In the months and years to come, he will not

only learn vernacular German, but also 'official' German, youth slang, sociolects and English. A normal classroom teaching style is more or less impossible for Nils Grupe. In order to take the heterogeneity of his class into account, he must be particularly skilled at improvisation.

Experts thought that the problem would disappear over time

Professor Michael Becker-Mrotzek of the University of Cologne knows the challenges faced by teachers of such classes. The director of the Mercator Institute for the Promotion of Language Learning and German as a Second Language has been conducting research into teaching German for many years. At first the situation of lateral entrants was not at the top of the insti-



tute's agenda, but there is now a major need to find solutions: "The last school year saw an intake of 1,100 lateral entrants in Cologne alone and new ones are constantly arriving," says Becker-Mrotzek. To enable them to recommend concrete methods to teachers at a later stage, the researchers have to take stock of the current situation: "We look at the methods that are used in schools today and how they function," he explains.

Together with Professor Hans-Joachim Roth, Dean of the Faculty of Human Sciences, he also coordinates the federal and state initiative 'Education through Speech and Writing' (Bildung durch Sprache und Schrift or BISS). In the years to come, the initiators plan to test and improve programmes in language development, linguistic assessment and reading development for children and adolescents. Over 600 educational institutions from all federal states are participating in this initiative.

The phenomenon of lateral entrants is not new. The southern European guest workers of the 1960s and 1970s brought their children along, who then had to attend school in Germany. A second wave followed in the 1990s, with the arrival of

large numbers of refugees. At that time, teaching methods for children whose native language was not German were evaluated and documented. However, much of this information has since been lost. "Research in this field was discontinued. At a later stage, children born in Germany to immigrant families became the focus of scientific research," adds Becker-Mrotzek. Although these children often struggled with the language used in an educational context, they soon acquired vernacular German. Experts thought that the problem would disappear in the second or third generation. The realisation that Germany would remain a country of immigration in the next decades came too late.

Children often arrive and leave in the middle of an academic year

In recent years, the number of immigrants arriving in Germany has again been clearly on the increase. The main reason for this is the right to free movement within the EU. According to an OECD ranking, Germany is the second most popular country among immigrants worldwide, just behind the USA. The number of asylum seekers also reached its highest level in 14 years in

2013. This is the sort of development that has an impact on the educational system. International remedial classes reflect the entire spectrum of migration to Germany. Grupe's class by no means represents the average group of learners. Children often come and go in the middle of the school year, quite suddenly and unexpectedly. When making decisions about asylum applications or the transfer of an asylum-seeking family to another German state, the authorities do not wait until the summer holidays have started. "It may happen that I arrive at school on a Monday morning and find a letter in my pigeon-hole with the name of a new pupil," says Grupe. "I then have to revise all my plans for the week, because of course the first task will be to focus on the newcomer while keeping the other pupils busy." While the teacher is busy trying to determine the existing language skills of the new pupil, the others complete work sheets. Some also work on the computers at the back of the classroom. The computers have been made available to the school by a retired colleague, who has repaired them. The pupils make use of a learning platform of the German community college to view short films after which they complete brief related tasks. The plat-

- ← Fester Lehrplan? Fehlanzeige! In der Internationalen Förderklasse des Kölner Hildegard-von-Bingen-Gymnasiums lernen Fünftklässler gemeinsam mit Achtklässlern.

A fixed curriculum? Forget about it! In the international remedial class of Cologne's Hildegard-von-Bingen-Gymnasium secondary school, fifth-graders are learning alongside eighth-graders.

form is structured in such a way that they can check their own results.

You cannot treat year 6 pupils in the same way as year 9 pupils

When Grupe prepares his lessons, he not only has to take into account the individual levels of linguistic skill of his pupils, but also the syllabus for the various years. In many cases, this means group work is the only option. While one group struggles with grammar, another is analysing poems. When it comes to German lessons, it is all made (relatively) feasible by ensuring a large number of classroom hours. The timetables of lateral entrants provide for up to 15 hours of German per week. The problem is much greater in the scientific disciplines because you cannot teach these subjects to year 6 pupils in the same way as to year 9 pupils. Added to which is the fact that the age of the pupils is also reflected in their behaviour. A fourteen-year-old female pupil usually has little in common with her ten-year-old male classmate. Nevertheless, the teacher is careful to ensure that the entire class comes together to do something as a group as often as possible. "This is the only way to maintain the sense

of belonging," emphasises Grupe.

To date, there have been no special training courses for teachers of international remedial classes. Becker-Mrotzek sees this as a clear problem to be addressed: "Particularly when it comes to lateral entrants, teachers are currently not being adequately prepared for the situation. Consequently the schools sometimes make use of teachers who do not yet have experience in this field." This is not the case with Nils Grupe. After graduating as a teacher of German and French, he underwent further training in German as a foreign language. However, the relevant training courses are usually designed for those who will go on to teach adults. A German course for a group of adults at a Goethe Institute cannot be compared to the day-to-day experience of international remedial classes.

A German language diploma as a learning incentive

Lateral entrants in remedial classes are not only there to learn the language. The idea is not just to learn German, but also to be integrated into a regular classroom situation as quickly as possible. Becker-Mrotzek

adds: "If they start without any knowledge of German, lateral entrants usually take two to four years before they are able to cope with regular lessons. They should not be solely taught in remedial classes for as long as that, however, because they would then become isolated." In subjects in which language is less important, lateral entrants thus participate in the regular classes as soon as possible. When it comes to sports or art lessons, for example, these pupils can begin to make contact with their later classmates at an early stage. The objective is that they should not remain in an international remedial class for more than 16 months.

"It is necessary to find many minor individual solutions during this time and this is only possible within small groups of learners," says Becker-Mrotzek. Cooperative learning would be one way of making targeted use of the heterogeneity of the class. Pupils can give each other mutual support through tandem learning; those who already speak a little more German will slowly explain the material to a fellow pupil once more in his or her native language. Another option is to create new incentives for learning German. Within the BISS initiative there are some schools that



Allein in Kölner Schulen gab es letztes Jahr über 1.100 Kinder ohne oder mit nur sehr geringen Deutschkenntnissen. Viele von ihnen kommen und gehen mitten im laufenden Schuljahr.

In Cologne schools alone, there were more than 1,100 children with no or only rudimentary knowledge of German last year. Many of them arrive and depart in the middle of the school year.

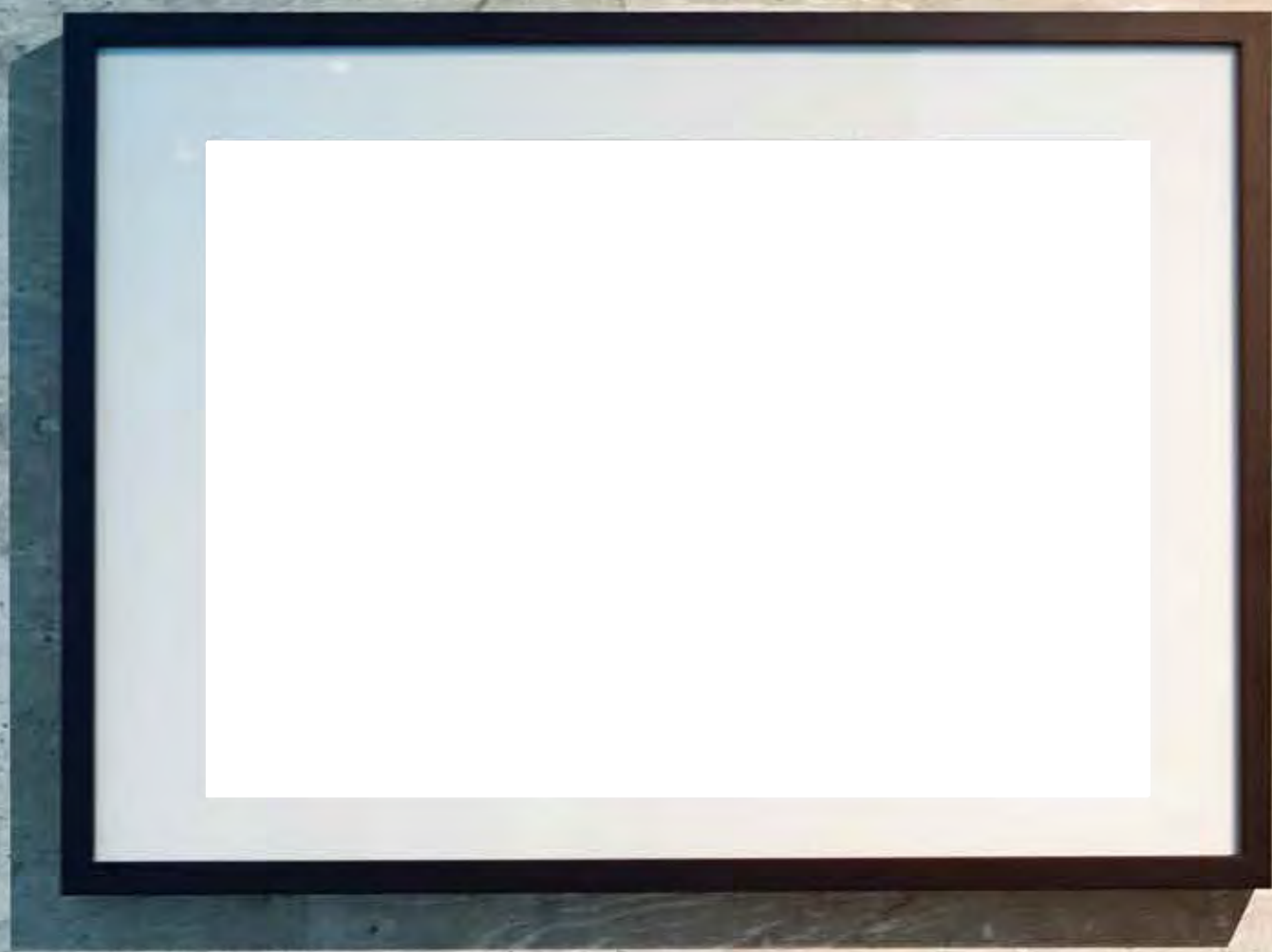
award the German Language Diploma to immigrant pupils. This was originally designed for schools abroad, but also provides lateral entrants in this country with motivation to learn German. According to Becker-Mrotzek, pupils who are good at mathematics and the natural sciences should be given targeted assistance to overcome language barriers in these subjects, for example by explaining the material to them in a visual way. This so-called 'language-sensitive' specialised education has already proved its value in those countries to which immigrants are most often attracted.

Newcomers have a basic right to education

Ultimately, the development of suitable methods must always take into account the type of school for which they are designed. "An international remedial class at a primary school will operate in quite a different way from one at a secondary school or a vocational college," stresses Becker-Mrotzek. This brings us to the crux of another problem: International remedial classes are at present mainly provided at lower secondary schools and compre-

hensive schools. Some regions do not even have special remedial classes. Many lateral entrants thus find it difficult to subsequently gain entry to a higher level secondary school even though they have the same fundamental right to education as their German classmates. Perhaps the establishment of an integrated schooling system and thus a higher degree of awareness of different learning requirements may contribute towards improving the educational chances of lateral entrants in future. One of the greatest challenges is still that many lateral entrants are asylum seekers and thus have an uncertain status in Germany. International conflicts, the flow of asylum seekers and asylum policies simply follow a different set of rules from those of the German educational system.







Die Geschichte der Anderen

Erinnern Geschichtsmuseen ausreichend an die Schicksale von Einwanderern?

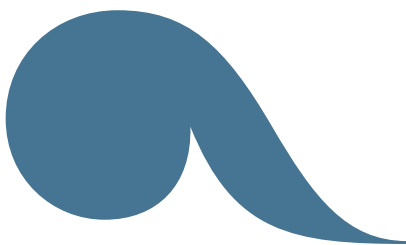
The stories of “others”

Do museums of history do enough to depict the history of immigrants?

Sebastian Grote

Historische Museen sammeln, bewahren und zeigen, was unsere Vergangenheit ausmacht. Die Geschichte von Einwanderern gehört ohne Zweifel dazu. Dennoch behandeln viele Museen das Thema nur stiefmütterlich. Die Kölner Doktorandin Sandra Vacca hat Ausstellungen in Deutschland, Frankreich und England und ihren Umgang mit Migrationsgeschichte untersucht.

Museums of history collect, preserve and display that which constitutes our past. And the story behind the lives of immigrants is undoubtedly a part of this. Yet this is a subject that is largely ignored by museums. Doctoral candidate Sandra Vacca of the University of Cologne has scrutinized exhibitions in Germany, France and Britain and how they deal with the history of migration.



Dutzende Journalisten drängeln sich am Morgen des 11. Septembers 1964 an einem Bahnsteig in Köln-Deutz. Jeden Moment müssten die beiden Sonderzüge aus Lissabon mit rund tausend Spaniern und Portugiesen eintreffen. Jetzt gilt es, bloß den Richtigen zu finden. In welchem Waggon sich der millionste Gastarbeiter befindet, wissen auch die Beauftragten der deutschen Arbeitgeberverbände nicht. Ihren Kandidaten hatten sie zuvor durch Blindtippen auf der Namensliste gewählt: Es traf den 38-jährigen Portugiesen Armando Rodrigues de Sá. Als Willkommensgeschenk erhält er ein zweiseitiges Moped der Marke ‚Zündapp‘. Noch bevor der gelernte Zimmermann aus Portugal das Theater um seine Person verstehen kann, machen ihn die Fotografen in einem Blitzlichtgewitter zur Ikone.

Heute steht das Moped des millionsten Gastarbeiters im Haus der Geschichte in Bonn. Vermutlich ist es das berühmteste Exponat zur deutschen Einwanderungsgeschichte und doch gibt es fast nichts über das Leben seines ehemaligen Besitzers preis. Über Rodrigues' Hoffnungen und Ängste erzählt es ebenso wenig wie über

sein tragisches Ende in Portugal. Die Kölner Doktorandin Sandra Vacca kennt etliche Geschichten zu solchen Exponaten. Seit 2011 forscht sie an der Universität zu Köln über Migrationsgeschichte im Museum. Die Dauerausstellung im Haus der Geschichte ist nur eine von vielen, die Vacca für ihre Doktorarbeit untersucht hat. Seit Monaten zieht die Historikerin von Museum zu Museum: zunächst in Frankreich und England, momentan in Deutschland. Sie nimmt Exponate unter die Lupe, sichtet Archivmaterial, spricht mit Kuratoren und beobachtet die Reaktionen von Besuchern. Aus all dem ergibt sich ein großes Puzzle, mit dem sie sich Stück für Stück einer Antwort auf ihre Ausgangsfrage nähert: „Ich möchte wissen, welche Vorstellung von Einwanderung es in Deutschland, Frankreich und England gibt. Museen sind schließlich auch immer Spiegel der Gesellschaft – oder sollten es zumindest sein“, sagt Vacca.

Migrationsgeschichte oder Folklore?

Wenn die gebürtige Französin über Migrationsgeschichte spricht, dann ist es auch

ein Teil ihrer persönlichen Geschichte. Nach einem Auslandsjahr in England hat sie sich entschieden, ihr Studium dort zu beenden. Es folgten ein Museologiestudium und ein Job als Kuratorin in Schottland bis sie schließlich ein Stipendium an der Kölner Graduiertenschule a.r.t.e.s. erhielt. Bei der Recherche für ihre Doktorarbeit kam Sandra Vacca schnell zu dem Ergebnis, dass sich die Museologie der Migration in den drei Ländern teils deutlich voneinander unterscheidet. Das sieht sie nicht zuletzt anhand der Diskussionen, die solche Ausstellungen begleiten und stark von der jeweiligen Migrationspolitik geprägt sind. „In England hat sich zum Beispiel der Begriff ‚Diversity‘ für die Anerkennung verschiedener Gruppen schon sehr früh durchgesetzt“, sagt Vacca. „Wenn ich mit britischen Museologen über die aktuellen Konzepte hierzulande rede, verwundert sie das, weil es bei ihnen schon so selbstverständlich ist.“ In Deutschland und Frankreich, wo Debatten über doppelte Staatsbürgerschaft, Sprachbarrieren und Kopftücher allgegenwärtig sind, tun sich Museen schwerer mit der Migrationsgeschichte. In Frankreich



kommt noch hinzu, dass ein Großteil der Migranten aus den ehemaligen Kolonien stammt und die Aufarbeitung der Kolonialgeschichte noch bei weitem nicht abgeschlossen ist. Doch so sehr sich die Museen in Deutschland, Frankreich und England auch voneinander unterscheiden – letztendlich stehen sie laut Vacca vor der gleichen Herausforderung, und zwar die komplexe und politisch oft sensible Migrationsgeschichte mit einer begrenzten Anzahl an Exponaten zu erzählen. „Museen zeigen nicht die Realität, sondern immer nur eine Auswahl. Gerade deshalb ist es wichtig, dass die zur Verfügung stehenden Exponate zum Nachdenken an-

regen“, betont Vacca. Tatsächlich seien viele Objekte, die zum Erzählen der Migrationsgeschichte benutzt werden, besser in einem Folkloremuseum aufgehoben. Ein türkisches Musikinstrument oder ein Couscoustopf etwa eignen sich ihrer Meinung nach hervorragend, um Menschen anders und exotisch erscheinen zu lassen – nicht aber, um sie als Teil der Gesellschaft zu sehen.

70.000 Exponate aus dem Alltag von Einwanderern

Ähnlich sieht es mit dem ausgestellten Moped im Haus der Geschichte aus. Der

Gastarbeiter aus Portugal nahm sein Geschenk dankbar entgegen. Zum Jubeln war ihm wahrscheinlich trotzdem nicht zumute. Nach der Trennung von Familie und Freunden in Portugal hatte Rodrigues eine strapazierende dreitägige Reise in einem Nahverkehrszug hinter sich. In Köln angekommen hört er, wie sein Name per Lautsprecher ausgerufen wird und befürchtet zunächst Probleme mit den Behörden. Das Moped sollte zur Ankunft des millionsten Gastarbeiters öffentlichkeitswirksam eine gastfreundliche Bundesrepublik inszenieren. Für Besucher besteht die Gefahr, dass sich im Museum genau dieses Bild überträgt. „In diesem Fall hät-

Die Kölner Doktorandin Sandra Vacca untersucht Geschichtsmuseen in Deutschland, Frankreich und Großbritannien.

Doctoral candidate at the UoC Sandra Vacca explores museums of history in Germany, France and Great Britain.



ten wir massive Botschaftsprobleme“, so Vacca. Aber welche Exponate eignen sich überhaupt, um Migrationsgeschichte zu überliefern?

Fündig wird man unter anderem beim Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland – kurz DOMiD. Seit über 20 Jahren sammelt und bewahrt der Verein Objekte zur Migrationsgeschichte. Neben ihrer Dissertation arbeitet Sandra Vacca als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei DOMiD. Einst von vier Einwanderern gegründet befindet sich das Archiv heute im Gebäude des Bezirksrathauses Ehrenfeld. An den Wänden hängen Bilder von Migranten und ihren Nachfahren. Jeweils drei Ganzkörperporträts zeigen drei Generationen einer Familie. Am Ende des Ganges steht ein klapppriger Gepäckwagen mit alten Koffern. „Das hier ist kein Museum“, betont Vacca. Eine Dauerausstellung sei aber von Anfang an das Ziel von DOMiD gewesen. Für ihre Forschung spielt der Verein daher eine wichtige Rolle. Obwohl DOMiD regelmäßig Ausstellungen organisiert und verschiedenen Museen Exponate ausleiht, bleibt der Großteil der Sammlung bislang für Besucher verborgen. Zwischen dem Archiv im Bezirksrathaus und einem zentralen Migrationsmuseum in Deutschland steht neben der Suche nach geeigneten Räumen vor allem die Finanzierungsfrage. In den Depots ist alles nach Archivstandards verpackt und die Temperatur reguliert, an den Fensterscheiben kleben UV-

Schutzfolien. Rund 70.000 Exponate aus dem Alltag von Einwanderern lagern hier – Möbel, Radios, Spielzeug, Zeitschriften und Brotdosen. Bei einigen Gegenständen ist auf den ersten Blick unklar, warum sie in ein Museum gehören und nicht etwa auf den Trödelmarkt.

Migration ist keine Ausnahme, sondern der Normalfall

Die Migrationsgeschichte steckt nicht in den Objekten, sondern in den Erzählungen dahinter. Vacca befreit einen Gegenstand von der schützenden Wattepolsterung. Ein Metallzylinder kommt zum Vorschein: „Ein Spirometer zur Messung der Luftmenge beim Ausatmen“, erklärt sie. „Vor der Ausreise hat man die sogenannten Gastarbeiter auf ihre Tauglichkeit überprüft.“ Die Doktorandin holt ein Schwarzweißfoto, das einige Arbeiter bei einer medizinischen Untersuchung zeigt. Zu sehen sind mehrere Männer in einer Reihe aufgestellt und nur in Unterhosen gekleidet. Keiner von ihnen schaut direkt in die Kamera. Ihre ernsten Gesichtsausdrücke kann man trotzdem erkennen. Wer nicht ausreichend fit war, durfte nicht zum Arbeiten nach Deutschland kommen.

Auch wenn die Gastarbeiter einen wichtigen Teil der Migrationsgeschichte einnehmen, besteht sie aus deutlich mehr Gruppen. Ein- und Auswanderung gibt es überall auf der Welt in allen Gesellschaftsschichten. Historisch gesehen ist Migration sogar der Normalfall und keine Ausnahme. Kuratoren in Geschichtsmuseen sollten deshalb laut Vacca umdenken. Im Deutschen Historischen Museum in Berlin oder im Haus der Geschichte in Bonn etwa treffen die Besucher hier und da auf Vitrinenn, die das Thema Migration behandeln. Der Bezug zu anderen Teilen der Ausstellung fehlt oft. „Viele Exponate eignen sich dabei hervorragend, um jenseits von Migration die Alltagsgeschichte verschiedener Generationen zu erzählen“, so Vacca.

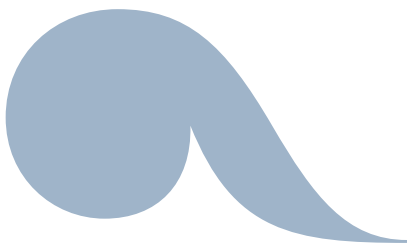
Die Möglichkeiten, Migrationsgeschichte zu erzählen, sind so unterschiedlich wie die Exponate hierzu. Einige Ausstellungen wählen eine Opferperspektive, andere erzählen Migration als Erfolgsstory und wiederum andere stellen einen bestimmten

Ort in den Fokus. Es sind jedoch immer nur Bruchstücke mit vielen Leerstellen. Nur wenige Ausstellungen gehen etwa darauf ein, wie sich Migration auf die Herkunftsländer auswirkt. „Abwanderung hat immer einen erheblichen Einfluss auf die Gesellschaft. So stehen zum Beispiel weniger Arbeitskräfte zur Verfügung“, sagt Vacca.

Biografien statt Ikonen

Vacca hofft, dass Migrationsgeschichte bald stärker in Dauerausstellungen integriert sein wird. Immerhin ist die Museumslandschaft insgesamt im Umbruch. Vor einigen Jahren hat der Deutsche Museumsbund einen Arbeitskreis zum Thema Migration gegründet und entwickelt momentan einen Leitfaden hierzu. Für Vacca spielt hierbei die Distanzierung vom Begriff „Integration“ eine wichtige Rolle. Der Gedanke, dass sich alle Menschen der Mehrheit einer Gesellschaft anpassen müssen, ist mittlerweile überholt. Ihrer Meinung nach geht es jetzt mehr um das Teilhaben: „Ich hoffe, dass wir die Fragen, die ich jetzt in meiner Dissertation zu beantworten versuche, in einigen Jahren nicht mehr stellen müssen. Das Ideal wäre, Migration im ganzen Museum unterzubringen, ohne dass man es als isoliertes Thema wahrnimmt.“

Die Doktorandin hält individuelle Biografien wie die des millionsten Gastarbeiters nach wie vor dafür geeignet, Migrationsgeschichte zu erforschen und vermitteln. Allerdings sollte seine Geschichte nicht auf die feierliche Ankunft am Bahnsteig reduziert werden. Migration ist meist viel komplexer als eine Auswanderung von einem Ort zu einem anderen. Rodrigues etwa pendelte in seinen letzten Lebensjahren oft zwischen beiden Heimatorten hin und her. Bei einem Arztbesuch in Portugal erfuhr er schließlich, dass er an einem Magentumor litt. Nach Deutschland kehrte er daraufhin nicht mehr zurück. Das mühsam ersparte Geld ging in den folgenden Jahren für die teuren Medikamente drauf. Was er und seine Familie nicht wussten: Als Gastarbeiter hätte er Anspruch auf Krankengeld gehabt. Im Alter von nur 53 Jahren starb der einstige Vorzeigarbeiter.



On the morning of 11 September 1984, a horde of journalists could be seen jostling for the best view on a railway platform in Cologne-Deutz. They are expecting two special trains from Lisbon with around 1000 Spanish and Portuguese migrants on board to arrive at any minute. However, it was not going to be easy to locate the right one among all these. Even the representatives of the German Employers' Associations have no idea in which carriage they would find the 'one millionth guest worker'. They had previously selected the candidate for this honour by choosing a random name blindfolded from a list and so it was that fate singled out 38-year-old Armando Rodrigues de Sá of Portugal. He is given a two-seater 'Zündapp' moped as a welcome gift. A storm of photographers' flashbulbs raise him to iconic status even before the trained carpenter from Portugal can begin to understand all the fuss being made about him.

Today, the moped given to the one millionth guest worker can be seen in the Haus der Geschichte, a museum of contemporary history in Bonn. It is possibly the most famous item associated with Germany's history of immigration yet it tells us virtually nothing of the life of its former owner. In fact, it tells us as little of Rodrigues's hopes and fears as it does of his tragic demise in Portugal.

Doctoral candidate Sandra Vacca of the University of Cologne knows many of the stories behind such exhibits. She has been conducting research at the University of Cologne since 2011 into how the history of migration is presented in museums. The permanent exhibition in the Haus der Geschichte is just one of many that Vacca

has researched for her doctoral dissertation. The historian has travelled from one museum to the next for months: first in France and Britain, and currently in Germany. She examines exhibits in detail, views archive material, speaks with curators and observes the reactions of visitors. It is like putting together a giant jigsaw puzzle, with each piece added bringing her a little closer to finding an answer to her initial query: "I want to know how immigration is viewed in Germany, France and the UK. After all, museums are always a mirror of society – or at least, that's what they should be", says Vacca.

History of migration or folklore?

When the native French researcher speaks about migration, she is aware that it is also a part of her own history. Having spent a study year in Britain, she decided to obtain a degree there. So she studied Museology and took on a job as curator in Scotland before finally being awarded a scholarship at the a.r.t.e.s. graduate school in Cologne. While researching for her doctoral dissertation, Sandra Vacca soon realised that as far as migration was concerned, there were some major differences in the way it was treated in museums in the three countries. This is most obvious with regard to the discourse that accompanies exhibitions of this kind, an aspect that is significantly influenced by the corresponding immigration policy. "In the UK, for example, the term 'diversity' quickly became used as a form of acknowledgement that there were differences between groups", explains Vacca. "But when I speak with British

museologists about the current concepts here in Germany, they are surprised by these attitudes as their own are already so ingrained." Museums in Germany and France, where debates about dual nationality, language barriers and head scarves are everywhere, tend to struggle more with the history of migration. The situation in France is impacted further still by the fact that many immigrants stem from former colonies and France is still a long way from having dealt successfully with its colonial history. But no matter how different the museums in Germany, France and the UK may be – ultimately, so Vacca, they all face the same challenge, namely that of explaining the complex and politically often sensitive history of migration using a limited number of exhibits. "Museums do not show the reality as a whole; all they can do is exhibit a selection of what is relevant. That is why it is all the more important for the available exhibits to encourage visitors to engage in reflection", emphasises Vacca. In fact, many of the objects used to depict the history of migration would be better off in a museum of folklore. A musical instrument from Turkey, for instance, or a couscous pot are in her opinion ideal for portraying other peoples as different and exotic – but not for illustrating the role they play as part of society.

70,000 exhibits from the daily lives of immigrants

It is essentially the same in the case of the moped on display in the Haus der Geschichte. No doubt the guest worker from Portugal was grateful for his gift. None-

A couchette in the Hellas-Express: a luxury that most guest workers could only dream of. Most of them arrived in uncomfortable local trains that took several days to travel the distance.





Im Archiv des Kölner Vereins DOMiD lagern Bauarbeiterhelme neben Spielzeugmoscheen und Butterbrotdosen. Die Migrationsgeschichte steckt jedoch nicht in den Objekten, sondern in den Erzählungen dahinter.

The archive of DOMiD in Cologne collects construction helmets alongside toy mosques and lunchboxes. The history of migration is not in these objects, however, but in the stories behind them.

theless, he was probably not exactly in a mood to celebrate. After leaving family and friends behind in Portugal, Rodrigues had just completed an exhausting three-day journey by local passenger train. On arriving in Cologne he hears his name being called out over the loudspeaker system and first worries that he is in some kind of trouble with the authorities. The presentation of the moped to mark the arrival of the 'one millionth guest worker' was a high profile publicity event intended to portray the hospitality of the Federal Republic of Germany. There is the risk that this is precisely the way that visitors to the museum will also perceive the exhibit. "In that case, we would not be getting the correct message across", argues Vacca. But what exhibits are suitable for conveying the history of immigration?

The Documentation Centre and Museum of Migration in Germany (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland – DOMiD) is one of a number of good starting points. The association has collected and preserved items relating to the history of immigration for more than twenty years. While writing her dissertation, Sandra Vacca is also working

for DOMiD as a researcher. The archive started by four immigrants is today located in the local town hall building in Cologne-Ehrenfeld. Photos of immigrants and their descendants decorate the walls. There are groups of three full-length portraits, each of which shows a member of one of three generations of the same family. At the end of the corridor stands a rickety luggage cart with old suitcases. "But this is not a museum", emphasises Vacca. However, a permanent exhibition has always been DOMiD's objective. The association therefore plays an important role in her research work. Although DOMiD regularly organises exhibitions and lends exhibits to various museums, the lion's share of the collection remains inaccessible to the visitor. For the archive in the town hall and the museum of immigration in Germany, the most important tasks are the quest for suitable premises and the search for a source of funding. Everything in storage is carefully protected to archive standards and the temperature is regulated. UV protection film covers the windows. Around 70,000 exhibits from the daily lives of immigrants are stored here – furniture, radios, toys, magazines and lunch boxes. It is

not always clear at first glance why some of the objects belong in a museum and are not for sale at a flea market.

Migration is the rule rather than the exception

The history of migration cannot be found in the objects themselves but rather in the stories they tell. Vacca liberates an item from its protective padding revealing a metal cylinder. "This is a spirometer for measuring the volume of exhaled air", she explains. "Prior to their departure, guest workers were examined to make sure that they were healthy." The doctoral candidate picks up a black and white photograph showing a group of workers undergoing a medical examination. The photo shows a number of men in a row clothed only in their underpants. None of them is looking directly at the camera but the serious expressions on their faces are recognisable nonetheless. A man deemed as unfit was not allowed to travel to Germany to work.

Even though guest workers play an important role in the history of migration, many more groups are involved. Immi-

gration and emigration occur around the world at every level of society. In fact, from the historical viewpoint, migration is the rule rather than the exception. In Vacca's opinion, curators in museums of history need to change their approach. Every so often, visitors to the German Historical Museum in Berlin or the Haus der Geschichte in Bonn, for instance, will see a display cabinet dedicated to the subject of migration. There is often no reference to the other parts of the exhibition. "Many exhibits are ideal for telling the everyday stories of different generations and these can extend beyond the boundaries of the subject of migration", says Vacca.

The options for conveying the history of migration are as varied as the exhibits themselves. Some exhibitions decide to portray immigrants as victims, others interpret migration as a success story, yet others focus on a specific location. They all, however, present an incomplete picture with many a gap. For instance, only a few exhibitions look at the effects of migration on the countries of origin. "Emigration always has a significant impact on the society in question as this means, for instance, that fewer workers are available

on the home labour market", says Vacca.

Biographies instead of icons

Vacca hopes that the history of migration will soon become a more assimilated component of permanent exhibitions. After all, the museum landscape itself is going through a period of change. A few years ago, the German Museums Association established a working group on the topic of migration and it is currently developing a corresponding guideline. Vacca considers it about time that the concept of 'integration' should be finally consigned to the dustbin of history. The notion that all members of a society must adapt to the conventions of the majority has become outdated. For her, it is participation in society that we should now be promoting. "I hope that, a few years from now, we will no longer have to pose the questions I am seeking to answer in my dissertation. The ideal scenario would be to extend the subject of migration to every area of a museum so it is not perceived as an isolated topic."

The doctoral candidate still considers the biographies of individuals, such as

that of the millionth guest worker, as a suitable means of researching and conveying the history of migration. However, it is not appropriate to simply reduce his story to that of his celebrated arrival in Cologne. Migration usually involves much more complex concepts than simply that of relocating from one place to another. Rodrigues, for instance, often commuted between his native and adopted countries during the last years of his life. During a visit to his doctor in Portugal he learned that he had developed stomach cancer. He never returned to Germany again. The savings he had worked so hard to accumulate were spent on expensive drugs in the years that followed. Sadly, he and his family were unaware that as a guest worker he was entitled to payment of German sickness benefits. The one-time model guest worker died at the age of just 53.





Umweltflüchtlinge: Fakt oder Fabel?

Der Begriff „Klimaflüchtling“ ist in Forschung und Rechtsprechung umstritten.

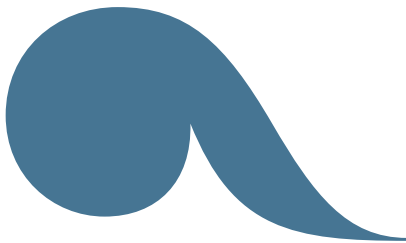
Environmental refugees: Myth or reality?

The term “climate refugee” has been criticized as being poorly defined and legally meaningless.

Benedikt Bastong

Kenternde Flüchtlingsboote und überfüllte Auffanglager prägen unser Bild von Flüchtlingen aus den ärmeren Regionen der Erde. Hinzu kommen Bilder von verdorrten Landschaften oder überschwemmten Gebieten – Klimawandel und Migration, da muss es eine enge Verbindung geben. Auch existieren Prognosen über Millionen von Umweltflüchtlingen in den nächsten Jahrzehnten. Doch ist der Zusammenhang zwischen Klimawandel und Migration tatsächlich so monokausal? Die Geografie-Professorin Felicitas Hillmann versucht diese Frage mit ihren Forschungen zu beantworten.

Capsizing refugee boats and overflowing reception camps are two of the main factors that determine how we perceive refugees from the poorer regions of this world. Add to that the images of drought-stricken landscapes and flooding and we begin to conclude that there must be a link between climate change and migration. There are also predictions that we will see the numbers of environmental refugees climbing into the millions in the next few decades. But is the link between climate change and migration really so unequivocal? Geography professor Felicitas Hillmann is attempting to answer this question through her research.



Im November 2013 steht fest: Ioane Teitiota darf nicht in Neuseeland bleiben. Weil der steigende Meeresspiegel seine Heimat, den Inselstaat Kiribati, bedroht, hatte der 37-Jährige gegen seine Abschiebung vor einem neuseeländischen Gericht geklagt. Einige Regionen von Kiribati seien bereits unbewohnbar, argumentieren die Anwälte des Mannes. Ernten würden zerstört und das Trinkwasser verseucht. Da sauberes Trinkwasser aber ein Menschenrecht sei, müsse Teitiota Anspruch auf den Flüchtlingsstatus haben. Wären die Richter des obersten Zivil- und Strafgerichts Neuseelands in Auckland dieser Argumentation gefolgt, Ioane Teitiota wäre nun der weltweit erste anerkannte Klimaflüchtling. Die Richter sahen jedoch keinen Anlass, den Mann aus Kiribati wie einen Flüchtling zu behandeln: Nur wer auf Grund von Rasse, Religion, Nationalität oder Überzeugung verfolgt würde, für den gelte die UN-Flüchtlingskonvention. „Jemand, der ein besseres Leben sucht, indem er den empfundenen Folgen des Klimawandels entflieht, ist keine Person, auf die die Konvention zutrifft“,

heißt es im Urteil. Das internationale Recht, das die Richter in Neuseeland anwandten, kennt keine Klimaflüchtlinge – der Begriff kombiniert also zwei Dinge, die bislang nicht zusammen gehören. Und auch wissenschaftlich ist der Begriff umstritten, impliziert er doch, dass Menschen allein aufgrund klima- und umweltbedingter Veränderungen ihre Heimat verlassen. Doch sind die klimatischen Veränderungen wirklich die einzige Begründung für die Migration? Ab welchem Grad der Umweltveränderungen kommt es zu Migrationen? Und spielen noch weitere Faktoren eine Rolle?

Parallele Welten in der Migrationsforschung

Für die überwiegend naturwissenschaftlich argumentierenden Klimaforscher ist die Sache eindeutig: Sie schließen von ihren Ergebnissen auf mehrere hundert Millionen Umweltflüchtlinge. Auch viele Nichtregierungsorganisationen (NGOs) warnen vor solchen „Flüchtlingsströmen“. Sie sind mit zahlreichen Hilfseinsätzen in vom Klimawandel stark betroffenen Regionen vor Ort und werden dort insbesondere nach Katastrophen wie Überflutungen oder Wirbelstürmen Zeuge von Migrationsbestrebungen. Dennoch: Für Migrationsforscher ist ein kausaler Zusammenhang zwischen den Folgen des Klimawandels und dem Migrationsverhalten von Menschen in betroffenen Gebieten nicht so einfach nachweisbar.

Von „parallelen Welten“ spricht deshalb Professorin Felicitas Hillmann vom Geographischen Institut der Universität zu Köln; Klimaforscher und insbesondere die vor Ort tätigen NGOs haben eine ganz andere Sicht auf die Zusammenhänge zwischen Klimawandel und Migration als sozialgeografische Migrationsforscher. Beide Welten waren Anfang Juli auch auf einer Konferenz vertreten, die von Hillmann organisiert wurde. Unter dem Titel „Parallel worlds – Environmental Change, Regional Adaptation and the Role of Migration“ diskutierten sowohl Vertreter der NGOs als auch Wissenschaftler aus Deutschland, den Niederlanden, Ghana, Bangladesch und den USA ihre Sichtweisen.

Migration in die falsche Richtung

Eigentlich müssten die NGOs die Situationen in vom Klimawandel stark betroffenen Gebieten sehr gut einschätzen können – sie helfen nicht nur mit Nahrungsmitteln, technischem Support und gesundheitlicher Versorgung, sondern organisieren auch Umsiedlungsprogramme. „Wir beobachten aber gerade nach Umweltkatastrophen, wenn die NGOs vor Ort sind, ein interessantes Phänomen“, sagt Hillmann. „Die NGOs sorgen unfreiwillig für Migrationsprozesse hinein ins Katastrophengebiet. Denn auch die nicht unmittelbar von der Katastrophe betroffenen Menschen wollen von den Hilfsgütern profitieren. Wir als Migrations-

forscher müssen also ganz genau hinschauen, über was wir eigentlich sprechen, was wir da beobachten.“

Hillmann spricht damit bereits das Grundproblem der Migrationsforschung an: Die auslösenden Faktoren für Migration sind nicht immer klar zu benennen. „Migration ist zunächst ein individuelles, biografisches Projekt. Sie findet nicht in einem abstrakten Raum statt, sondern ist an konkrete zeitliche und regionale Bedingungen gebunden“, erklärt Hillmann. Diese regionalen Bedingungen können ökonomischer, sozialer, politischer, religiöser oder eben ökologischer Natur sein. So können die einzelnen Gründe zwar kategorisiert werden – welche Faktoren aber letztlich den Entschluss eines Einzelnen zur Migration ausmachen, ist damit noch nicht geklärt. „Wir nehmen an, dass sich in der Praxis eine Vielfalt an verschiedenen Antriebsfaktoren, auch drivers genannt, miteinander verbinden und wir es mit einem Mix an Gründen zu tun haben“, erläutert die Geografin.

Migration bleibt oft unsichtbar

Definiert man die Kleinbäuerin, die wegen des erodierten Bodens und daraus folgenden Ernterückgängen ihr Zuhause verlässt, als Umweltmigrantin? Oder wegen fehlender alternativer Beschäftigungsmöglichkeiten als Wirtschaftsmigrantin? „Die Unterscheidung zwischen freiwilliger und erzwungener Migration ist ab einem ge-



wissen Punkt willkürlich“, so Professorin Hillmann. Sie spricht deshalb auch nicht von Klimaflüchtlingen, sondern vorsichtiger von „umwelt-induzierter Migration“. Denn was ein „Flüchtling“ ist, wird durch die Genfer Flüchtlingskonvention festgelegt und damit gehen rechtliche Ansprü-

che einher. Und sie weist auf ein weiteres Problem hin: Die meisten durch die Umweltveränderungen (mit) ausgelösten Migrationen finden als Binnenwanderungen statt und verlaufen nicht über nationalstaatliche Grenzen hinweg. Damit bleibt der größte Teil der Wanderungen für die



internationalen Statistiken unsichtbar. Doch auch wenn Forscher binnenmigratorische Prozesse in ihre Untersuchungen einbeziehen, so bleibt doch offen, wie viele dieser Bewegungen tatsächlich auf klimatische Veränderungen zurückzuführen sind und welche Wandschaften bereits seit Jahrhunderten traditionell existieren, etwa in Form von mobiler Tierhaltung.

Es ist also nicht so einfach, die Rolle des Klimawandels für gewisse Migrationsbewegungen auszumachen. „Lineare Berechnungen im Sinne von ‚ein Meter Meeresspiegelanstieg ist gleich x Migranten‘, ist nicht möglich“, sagt Hillmann, „auch wenn sich die großen Versicherungsunternehmen genau solche simplen Kausalitäten wünschen, um die absehbaren Umweltveränderungen in voraussichtliche Kosten umzurechnen.“ Doch welche Umweltveränderungen sind hier eigentlich gemeint? Und wen treffen sie besonders? Im aktuellen Bericht des Weltklimarates

wird der Klimawandel vor allem auf anthropogene, also menschengemachte, Ursachen zurückgeführt. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts finden im gesamten Klimasystem vielfältige Veränderungen statt, die so in den zurückliegenden Jahrtausenden noch nicht aufgetreten sind: Die Temperatur der unteren Atmosphäre steigt, die Ozeane erwärmen sich, Gletscher tauen, Permafrostböden werden wärmer, Eisschilde verlieren an Masse, der Meeresspiegel steigt weiter an. Dagegen haben natürliche Faktoren wie Schwankungen der Sonnenaktivität oder Vulkanausbrüche auf die langfristige Erwärmung nur einen geringfügigen Einfluss. „Insgesamt sind von 1750 bis 2011 durch menschliche Aktivitäten, hauptsächlich durch den Einsatz fossiler Brennstoffe und Landnutzungsänderungen, CO₂-Mengen in Höhe von 545 Gigatonnen Kohlenstoff freigesetzt worden“, heißt es im Bericht des Weltklimarates von 2013. Diese gewaltige Menge ist

für den menschengemachten Treibhauseffekt verantwortlich.

Globaler Wandel, regionale und lokale Auswirkungen

Das Klima wandelt sich zwar global – dennoch sind einige Regionen der Erde weitaus stärker betroffen als andere. Diese Regionen, in denen sich die verschiedenen Risiken kumulieren, nennen Experten ‚Hot-spots‘. Gefährdet sind vor allem Küstengebiete und Megadeltas, Landschaften entlang von Flüssen oder dürranfällige Zonen. Flussdeltagebiete zum Beispiel sind nicht nur von dem Meeresspiegelanstieg sowie Überschwemmungen direkt betroffen, als indirekte Folge sind Wasserressourcen und Böden auch der Versalzung ausgesetzt, je mehr Meerwasser in ein Flussdelta eindringt. Darunter leidet dann die Landwirtschaft, etwa im Flussbecken des Nils, wo ein Großteil des Getreides

für Afrika produziert wird. Die genannten Hotspots machen deutlich: Entwicklungs- und Schwellenländer sind besonders von Klimawandelprozessen betroffen – gleichzeitig haben sie die geringsten Anpassungskapazitäten.

Desertifikation, Wasserknappheit, Bodenversalzung und Abholzung: All diese Folgen von Klimawandel und Umweltzerstörung können für die Menschen in den betroffenen Regionen Gründe für Migration sein. Allerdings „ist der Klimawandel eben kein alleiniger Auslöser für Migrationsprozesse, sondern er verstärkt deren Multikausalität, wenn schon Umweltveränderungen und -konflikte vorliegen“, bilanziert Hillmann. „Deshalb betrachten wir längst nicht mehr allein die Faktoren, die Migration auslösen. Sondern wir untersuchen auch die sozialen Netzwerke von Migranten und die Migrationsmythen, also Geschichten, die erzählt werden von einem besseren Leben.“ Die wenigsten Migrationsvorhaben werden schließlich allein geplant, sondern die Migrationswilligen kontaktieren eine Reihe von weiteren

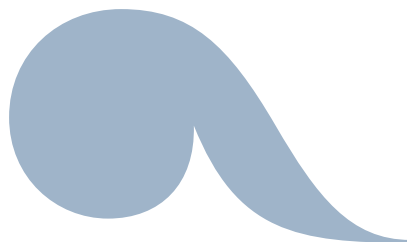
Personen und Institutionen. „Wir sprechen deshalb von Migrant Industries, also den Migrationsprozess flankierende informelle und formelle Dienstleistungen. Diese Industrien verstetigen und verselbstständigen Migrationsbewegungen“, erklärt Hillmann. Man könne als Migrationswissenschaftler in kollektive Muster, bestimmte Pfade im Raum und biografische Übereinstimmungen identifizieren; dazu ließen sich auch genderspezifische Unterschiede feststellen, etwa wenn es um das Thema Rücküberweisungen geht. „Migrationen verlaufen insgesamt oft entlang bestimmter Korridore, sogenannten trajectories. Das sind kollektive soziale und räumliche Migrationsmuster, die in regionale und globale Regime eingebettet sind“, so Hillmann. In Ghana und Indonesien wird sie demnächst genau solche trajectories untersuchen und analysieren, eine wie große Rolle die Umweltveränderungen in den persönlichen Migrationsentscheidungen der Menschen spielen.

Und Ioane Teitiota, der beinahe erste anerkannte Klimaflüchtling? Seine Heimat

Kiribati, die sich über eine Vielzahl an Inseln im Pazifik erstreckt, ist tatsächlich erheblich vom Anstieg des Meeresspiegels betroffen. Nur 810 Quadratkilometer Land ragen insgesamt aus dem Wasser, und dies selten mehr als zwei Meter. Der höchste Punkt von Tarawa, der Hauptinsel, liegt gerade mal drei Meter über dem Meer. Die Regierung des Inselstaates bereitet sich bereits auf den „Untergang“ seiner Landfläche vor und treibt Auswanderungsprogramme nach Australien, Neuseeland oder die benachbarten Fidschis voran. Vielleicht darf Teitiota also bald offiziell migrieren – und findet dauerhaft eine neue Heimat.

Nach Redaktionsschluss wurde bekannt, dass bei einem Antrag auf Bleiberecht in Neuseeland zum ersten Mal Naturkatastrophen als Folge des Klimawandels berücksichtigt wurden. Das Einwanderungstribunal Neuseelands urteilte zu Gunsten einer Familie aus dem Inselstaat Tuvalu. Sie darf nun in Neuseeland bleiben.

INFO



In November 2013, Ioane Teitiota learned that he will not be allowed to claim asylum in New Zealand. As his home country, the island state of Kiribati, is under threat from rising sea levels, the 37-year-old had approached a New Zealand court to appeal against his deportation. His lawyers argued that some regions of Kiribati are already uninhabitable. Harvests are being destroyed and the drinking water is contaminated. As access to clean drink-

ing water is a basic human right, Teitiota should be able to claim refugee status. Had the judges of New Zealand's High Court in Auckland accepted this argument, this would have made Ioane Teitiota into the world's first legally recognised climate refugee. However, the judges rejected the claims of the man from Kiribati. They decided that the UN Refugee Convention only applied to those at risk of persecution on the basis of their race,

Entwicklungs- und Schwellenländer sind besonders vom Klimawandel betroffen, haben jedoch die geringsten Anpassungskapazitäten.

Developing and newly industrialising countries are most strongly affected by climate change, but they have the weakest adjustment capacities.



religion, nationality or convictions. "A [...] person seeking to better his or her life by escaping the perceived results of climate change is not a person to whom [...] the Refugee Convention applies," stipulates the judgement.

The tenets of international law followed by the New Zealand judges do not make provision for climate refugees. This is because the term combines two concepts that have not previously been associated with each other. Scholars also claim that the term is misleading as it implies that people are being forced to leave their homes only because of climate- and environment-related changes. So is climate change really the only cause of the migration we are witnessing? And to what extent must the environment change before people are induced to migrate? Are there any other factors that play a role?

The parallel worlds of migration research

In the view of climate researchers, whose arguments are primarily scientifically based, the matter is quite clear; their findings show that we can expect several hundred million environmental refugees in the future. Many non-governmental organisations (NGOs) are also warning that we are facing the possibility of a future "torrent" of refugees. NGOs frequently operate in regions strongly affected by climate change, offering assistance, and often witness the flight of local inhabitants at first hand, especially after natural disasters such as flooding or hurricanes. However, as far as migration researchers are concerned, a causal relationship between the consequences of climate change and the migration behav-

iour of people in affected regions is not so easy to prove.

Professor Felicitas Hillmann of the Geographical Institute at the University of Cologne thus speaks of "parallel worlds" because climate researchers and especially NGOs that are active on the ground interpret the links between climate change and migration in an entirely different way to that of migration researchers who take a sociogeographical approach. In early July, both worlds were represented at a conference organised by Hillmann. Its title was "Parallel Worlds – Environmental Change, Regional Adaptation and the Role of Migration" and it brought together representatives of NGOs and researchers from Germany, the Netherlands, Ghana, Bangladesh and the United States to discuss their respective points of view.

tion research – it is not always possible to identify the factors that trigger migration. “Migration is always initially an individual biographical venture. It does not take place within an abstract space, but is linked to concrete chronological and local conditions,” she argues. These local conditions may be of an economic, social, political, religious or ecological nature. It is thus possible to define the various possible reasons for migration but these do not necessarily pinpoint the causes of why an individual finally decides to migrate in a particular situation. “We assume that in practice there are many different motivating factors, which we call drivers, that are combined in any one case and that we are dealing with a mix of reasons,” the geographer explains.

Migration is often hidden

Is a smallholder who leaves her home because soil erosion has resulted in less profitable harvests an environmental migrant? Or is she an economic migrant because she lacks alternative employment options? “The distinction between voluntary and forced migration is arbitrary from a certain point onwards,” adds Professor Hillmann. She therefore avoids the use of the term ‘climate refugee’, preferring to refer to “environmentally induced migration”. This is because the term ‘refugee’ is specifically defined in the Geneva Refugee Convention and represents a status that confers certain entitlements on its bearer. She also draws attention to another problem. Most migration that is (co-)triggered by environmental change takes the form of internal migration, in which no national borders are crossed. As a result, the larger proportion of migrants does not actually figure in international statistics. Even when researchers incorporate internal migration processes into their research, it is still unclear how many of these movements can actually be traced back to climate change; after all, there are traditional forms of migration that have existed for centuries, such as that of herders who follow their animals from pasture to pasture.

It is therefore not so easy to identify the relevance of climate change to certain mi-

gratory movements. “It is not possible to perform linear calculations and say that each meter increase in sea levels will result in x number of new migrants,” claims Hillmann, “even if major insurance companies would really like there to be such simple causalities so that they can convert the foreseeable environmental changes into predictable costs.” But what exactly are the environmental changes at issue here? And who is most affected by them? In the current report of the Intergovernmental Panel on Climate Change, climate change is mainly attributed to anthropogenic – in other words, man-made – causes. Extensive transformations that have not been seen before in previous millennia have occurred in the climate system as a whole since the mid-20th century. The temperature of the lower atmosphere is rising, the oceans are heating up, glaciers are melting, permafrost soils are getting warmer, ice sheets are shrinking and the sea level continues to rise. Natural factors such as fluctuations in solar activity and volcanic eruptions, on the other hand, have only a minimal influence on long-term global warming. “Overall, between 1750 and 2011, human activities have released CO₂ into the atmosphere amounting to 545 gigatonnes of carbon, mainly as a result of the use of fossil fuels and changes in land use,” the 2013 report of the Intergovernmental Panel on Climate Change states. This huge amount is responsible for the man-made greenhouse effect.

Global change, regional and local effects

Although the climate is changing globally, the consequences of this are far more apparent in certain regions of the earth. These regions, in which there is an accumulation of the various risks factors, are known among experts as ‘hotspots’. Coastal regions and mega-deltas, riverine landscapes and drought-prone regions are particularly affected. The rise in sea levels and flooding, for example, not only make direct inroads in the infrastructure in river delta regions, there are also indirect consequences because water resources and soils are also prone to salination when

Migration in the wrong direction

NGOs should really be in the position to be able to assess the situation accurately in regions that are particularly suffering the consequences of climate change as they not only assist with providing food, technical support and healthcare, but also organise resettlement programmes. “But it is once the NGOs are in place after an environmental disaster that we observe an interesting phenomenon,” says Hillmann. “The NGOs are themselves unwittingly responsible for encouraging people to migrate into the disaster region as even those not directly affected by the catastrophe will try to benefit from the aid provided. As migration researchers we therefore have to look carefully at what we are really discussing and witnessing there.” This hints at the basic problem of migra-

more sea water penetrates a river delta. This then has an adverse effect on agriculture, for example in the Nile River delta, where a large percentage of African grain is produced. Because they are home to hotspots, developing and newly industrialising countries are particularly afflicted by climate change processes, while at the same time they have the lowest capacity for adaptation.

Desertification, water shortages, soil salination and deforestation – all these consequences of climate change and environmental destruction may be reasons for the migration of people in the affected areas. However, “climate change is not the sole trigger of migratory processes, but it contributes to the situation where there are already environmental changes and conflicts,” Hillmann concludes. “This is why we no longer consider the factors triggering migration in isolation. In fact, we also investigate the social networks of migrants and the migration myths, i.e. the stories told about the grass being greener on the other side of the hill.” Ultimately very few migrations are planned in isolation; those looking to migrate tend to contact a number of other persons and institutions. “We therefore speak of the migration industry, i.e. the informal and formal processes that accompany the mi-

gration process. This industry consolidates and establishes migratory movements,” Hillmann explains. She maintains that, as a migration researcher, she can identify collective patterns, specific geographical routes and biographical commonalities. In addition, there are gender-specific differences, for example when it comes to granting asylum. “Overall, migration often takes place along certain corridors, the so-called trajectories. These are collective social and geographical migration patterns embedded in regional and global systems.” Hillmann will be investigating and analysing such trajectories in Ghana and Indonesia in the near future, analysing the extent to which environmental change plays a role in the personal migration decisions taken by people.

And what about Ioane Teitiota, who almost became the first recognised climate refugee? His home state of Kiribati, which consists of a number of islands in the Pacific Ocean, is in fact significantly at risk due to the rise in sea levels. In total, only 810 square kilometres of land project above the water and the height above sea level is seldom more than two metres. The highest point of Tarawa, the main island, is just three metres above sea level. The government of this island state is already preparing for the ‘submergence’ of its

land mass and is promoting emigration programmes to Australia, New Zealand and the neighbouring Fiji Islands. Perhaps Teitiota will soon be able to migrate officially and find a permanent new home.

After this article had gone to press, it was reported that the risk of natural disasters as a consequence of climate change was, for the first time, actually taken into account in the assessment of an application for asylum in New Zealand. The New Zealand immigration tribunal decided in favour of a family from the island state of Tuvalu. The family has been granted the right to remain in New Zealand.

INFO





Auf dem Weg zu einer modernen Volkswirtschaft

Mit der Öffnung für den freien Markt erlebt Myanmar einen urbanen Umschwung

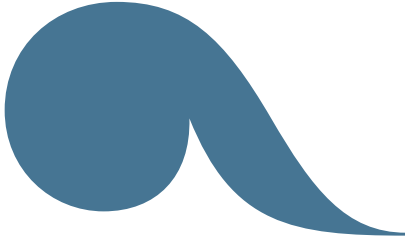
The path to a modern economy

By opening up to a free market, Myanmar is experiencing urban renewal

Merle Hettesheimer

Im Schatten der großen Wirtschaftsmächte Asiens haben sich die südostasiatischen Länder zu einer Interessensgemeinschaft zusammengetan und erleben zurzeit einen ungeahnten Aufschwung. Die ASEAN Economic Community, kurz AEC, der Länder wie Indonesien, Malaysia, Thailand, Vietnam und Singapur angehören, will bis 2015 ihre Handelsschranken mehrheitlich fallen lassen und damit den Transfer von Gütern, Dienstleistungen, Investitionen und Arbeitskräften erhöhen. Für 2014 hat Myanmar erstmals den AEC-Vorsitz inne. Das in den 1960er Jahren sozialistisch geprägte Land mit buddhistischer Tradition steht erst am Anfang einer modernen Volkswirtschaft.

In the shadow of Asia's major economic powers, the south-eastern Asian countries have joined together in a community of interest and are currently enjoying an unexpected upturn. The ASEAN Economic Community, in short AEC, to which countries like Indonesia, Malaysia, Thailand, Vietnam and Singapore belong, aims to drop most of its trade barriers by 2015 and so stimulate the transfer of goods, services, investment and workers. For the first time, Myanmar is holding the AEC presidency in 2014. In the 1960s this was a socialist-style country with a Buddhist tradition. Now it is at the threshold of becoming a modern economy.



Frauke Kraas, Professorin für Stadt- und Kulturgeographie am Geographischen Institut der Universität zu Köln und Expertin für Megastädte untersucht die Urbanisierungsprozesse und sozioökonomischen Entwicklungspotenziale in dem Land.

Wie bringt man Forschungsgelder aus Deutschland in ein Land, in dem es erst seit kurzem ein Bankensystem gibt? Der Forschungsaufenthalt von Frauke Kraas in Myanmar stellt auch die Verwaltung der Uni Köln vor neue Herausforderungen. Es musste schnell eine unkomplizierte und unkonventionelle Lösung gefunden werden und die bedeutete in diesem Fall: Bargeld mitzunehmen. „Es sind absolute Pionieraufgaben“, resümiert Kraas. „Eine Bank, bei der man Geld abheben konnte, gab es bis vor kurzem in Myanmar nicht. Das mitgenommene Bargeld mussten wir über verschiedene Kanäle wechseln.“

Zwei Jahre lang ist Frauke Kraas vor Ort gewesen. Als erste und vermutlich einzige ausländische Wissenschaftlerin erforscht sie, wie sich das Städtesystem, vor allem die ehemalige Hauptstadt Yangon und weitere Regionalstädte, verändert, seit Myanmar sich für in- und ausländische Investoren geöffnet hat. Die Universität zu Köln, erzählt sie, habe hier eine wissenschaftliche Vorreiterrolle.

Marktwirtschaftliche Reformen führen zu einem Bauboom

In der Entwicklung des südostasiatischen Raums nimmt Myanmar seine ganz eigene Rolle ein. Bis 1988 war die ehemalige

britische Kolonie durch eine Zentralverwaltungswirtschaft geprägt. Wirtschaftliches Wachstum, wenn überhaupt vorhanden, war mit staatlich finanzierten Sozialprogrammen verbunden. Die strikte Planwirtschaft koppelte Myanmar, das damals noch Birma hieß, nahezu vollständig von den globalen Märkten ab. Birma wurde in die Gruppe der am wenigsten entwickelten Länder eingestuft und erhielt internationale Wirtschaftshilfen. Mit ihrer Machtübernahme 1988 kündigte die Militärjunta marktwirtschaftliche Reformen an, die auf eine Stärkung der einheimischen Privatwirtschaft zielten. Der Paradigmenwechsel ließ die Wirtschaft Anfang dieses Jahrtausends um zehn Prozent anwachsen.

In allen Teilen der Stadt Yangon, wo sich die Auswirkungen der freien Marktwirtschaft am besten beobachten lassen, hat sich ein massiver Bauboom entwickelt. Eine entscheidende Rolle spielt hierbei das staatliche Department für Siedlungs- und Bauentwicklung. Es erhielt mit der Öffnung des Landes in Richtung freier Marktwirtschaft die Aufgabe eines Vermittlers von Bauaktivitäten mit mehr finanzieller Autonomie und einem neuen Umlauf фонд zur Förderung der Bauentwicklung. Die Regierungspolitik verfolgt dabei vier wesentliche Ziele: die Ausdehnung von Yangon City nach Westen und Osten, um Transport- und Kommunikationswege zu verbessern, die Modernisierung von Yangon, sozialen Wohnungsbau und die Erhöhung des Lebensstandards. Letzteres soll vor allem durch das Projekt „hut to apartment“ gewährleistet werden. Es soll einfache Hütten durch neuen Wohnraum ersetzen. 46 Hut-to-apartment-Projekte wurden nach 1989 gestartet, rund 12.600 Wohnungen neu gebaut. Neben dem Wohnungsbau investieren Regierung und Unternehmen in die Erneuerung von Straßen und Brücken, in Einkaufszentren und Tourismus. Traditionelle Märkte weichen modernen Einkaufszentren am Stadtrand; moderne Straßen und Brücken sollen Verkehrsverbindungen zu den neu entstandenen Townships in der Peripherie herstellen.

Zusammen mit ihrem Forschungsteam untersucht Frauke Kraas die Veränderungsprozesse und georeferenziert Funktionen.

„Wir haben das erste geografische Informationssystem zu Yangon aufgebaut“, erläutert sie eine aktuelle Bestandsaufnahme. „Bis auf vier Meter genau können wir die gesamte Landnutzung von Yangon offenlegen.“

Arbeiten auf Zuruf

Aus Myanmar werden vor allem Rohstoffe – Reis und einheimische Hölzer, aber auch Öl und Erdgas – nach Thailand, Hongkong und Indien exportiert. 70 Prozent der Bevölkerung arbeiten in der Landwirtschaft, 23 Prozent im Dienstleistungssektor und nur 7 Prozent in der Industrie. Auch deshalb sehen die Migrationsbewegungen in Myanmar ganz anders aus als beispielsweise in China. „Wir haben es mit anderen Migrationsprofilen zu tun“, erläutert Frauke Kraas. „In Myanmar haben wir keine stark von der Industrialisierung getriebene Migration. Die Bevölkerung ist nach wie vor sehr in soziale und familiäre Strukturen eingebunden. Anders als in China, wo der ökonomische Zwang besteht zu migrieren.“

Die myanmarische Gesellschaft funktioniert vor allem durch Zuruf. Es gibt keine Langzeitplanungen. „Ein völlig anderes Arbeiten, als wir es von Deutschland kennen“, weiß Kraas. „Man muss ständig ‚alert‘ sein“. Der Forschungsalltag stellt Frauke Kraas und ihr Team täglich vor neue Herausforderungen. Der Zugang zum Internet ist stark begrenzt, oft gibt es noch nicht einmal Strom. Während der Regenzeit sind die Straßen überflutet, Frauke Kraas muss ihre Kinder manchmal zu Fuß durch hüfthohes Wasser zur Schule bringen. „Die Schuhe können sie hinterher wegwerfen“, sagt sie. Trotzdem muss sie permanent Höchstleistungen erbringen, zum Beispiel kurzfristig einer Delegation von ihren Forschungsergebnissen referieren oder spontan einen Vortrag beim Minister halten – in standesgemäßer Kleidung, denn das erwartet die myanmarische Gesellschaft von allen als Zeichen der Höflichkeit. „Glücklicherweise bin ich in der Gesellschaft sehr gut vernetzt“, erzählt Kraas. Nur so sei es möglich, auf den ständig hochflexiblen Alltag reagieren zu können. Die Wissenschaftlerin hat

Eine strikte Planwirtschaft koppelte Myanmar bis 1988 nahezu vollständig von den globalen Märkten ab.

Its strict planned economy isolated Myanmar almost entirely from global markets until 1988.



mit ihrer Familie auf dem Campus gelebt, einem sonst für Ausländer komplett gesperrten Bereich; sie beherrscht die Landessprache und hat intensive Einblicke in die Kultur. Ein Vertrauensverhältnis, das ein entscheidender Ausgangspunkt für ihre Forschungsarbeiten vor Ort ist. „Die Universität zu Köln“, so Kraas, „ist die einzige Universität weltweit mit mehreren unbefristeten Memorandi of Understanding, und das schon seit 2003. Das ist ein absolutes Alleinstellungsmerkmal.“

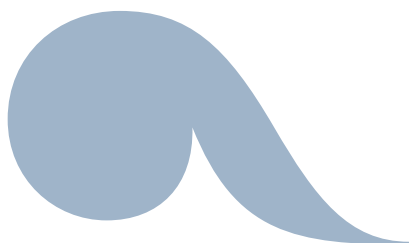
Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) bewilligte der Wissenschaftlerin eine Langzeitdozentur, die Deutsche Forschungsgemeinschaft ein Forschungsjahr. Für zwei Jahre zog Frauke Kraas mit ihrer Familie nach Myanmar und wird schon bald zu weiteren Forschungszwecken dorthin zurückkehren. Im Rahmen des Projekts „81 Plus“ untersucht sie die sozioökonomischen Entwicklungspotenziale von 81 führenden Städten in Myanmar. Besonderes Augenmerk gilt der Entwicklung der Stadt Yangon und ihrem kolonialen Erbe. Durch die Öffnung für ausländische Investoren und die Verlegung des Regierungssitzes ins Landesinnere nach Nay Pyi Daw ist die ehemalige Hauptstadt extrem im Umbruch. In Zusam-

menarbeit mit dem Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) und der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) untersucht das Kölner Team die sozioökonomischen Entwicklungspotenziale von vier Regionalstädten. Hier will die GIZ Regionalbüros vor Ort aufbauen – absolute Pionierarbeit, denn bis dato ist Myanmar in puncto Entwicklungszusammenarbeit Neuland.

Seit 2007 leben weltweit erstmals mehr Menschen in der Stadt als auf dem Land

Myanmar ist auf dem Weg zu einer urbanisierten und industrialisierten Gesellschaft. Viele Entwicklungen sind vergleichbar mit denen anderer südostasiatischer Länder seit dem Beginn des Wirtschaftsbooms und der Einführung ökonomischer Reformen Mitte der 80er Jahre. Damit folgt auch Myanmar dem Trend einer urbanen Wende, nach der seit 2007 erstmals mehr Menschen in der Stadt als auf dem Land leben. Ein schwieriger Vergleich, glaubt Kraas, denn ab wieviel Einwohnern eine Ortschaft als Stadt definiert wird, unterscheidet zwischen den Ländern deutlich. Hinzu kommen Phäno-

mene wie saisonal fluktuierende Migration, bei der Menschen in landwirtschaftlichen Ruhephasen in die Städte migrieren, so dass die Bevölkerungszahlen stark schwanken. Die Städte Asiens müssen in Zukunft eine weitaus bessere Grundversorgung für alle Bevölkerungsgruppen bereitstellen. Aber das würde in machen Staaten durchaus anderes gesehen als in Europa, weiß Kraas, denn der Fokus liegt in Asien auf der Optimierung für Wirtschaftswachstum und urbane Mittelschichten. Das wird nach der Entscheidung der Regierung in Myanmar anders aussehen: Hier will man eine „dekonzentrierte Dezentralisierung“ nach deutschem Vorbild umsetzen. Welche Rolle Myanmar in Zukunft im globalen Markt spielen wird, bleibt abzuwarten. Entwicklungsprognosen über die kommenden 50 Jahre hält Kraas für unseriös. Trotzdem ist die Wissenschaftlerin davon überzeugt, dass der globale Urbanisierungstrend grundsätzlich anhalten wird. „Wie er aussehen wird, hängt von einzelnen Motoren ab, und die sind vielfältiger geworden. Wir reden von multi-stakeholder-environments, in denen die Privatwirtschaft viel mehr das Sagen hat als die Administration.“ Das jedoch sei von Land zu Land und von Stadt zu Stadt unterschiedlich.



Frauke Kraas, Professor of Urban and Cultural Geography at the University of Cologne's Institute of Geography, and an expert in mega-cities, is investigating the urbanisation processes and socioeconomic development potential in the country. How do you take research funds from Germany to a country that has only recently established a banking system? Frauke Kraas's research residency in Myanmar also presented management at Cologne University with new challenges. A quick, uncomplicated and unconventional solution had to be found. In this case that meant: take cash. "These are real pioneering activities," concludes Kraas. "Until recently, there was no bank in Myanmar where you could withdraw money. The cash we had with us had to be exchanged via different channels."

Frauke Kraas stayed in the country for a full two years. As the first and presumably the only foreign researcher, she investigated how the urban system was changing, in particular in the former capital Yangon and other regional cities, since Myanmar had opened itself up to domestic and foreign investors. The University of Cologne, she relates, is playing a leading scientific role here.

Market economy reforms lead to a construction boom

Myanmar assumes its own unique role in the development of the south-east Asian region. Until 1988, the former British colony was run

as a centrally administered planned economy. Economic growth, if there was any at all, was tied to state-funded social programmes. The strict planned economy almost entirely excluded Myanmar, which was then still called Burma, from global markets. Burma was ranked amongst the group of least developed countries and received international economic aid. On assuming power in 1988, the military junta announced market economy reforms, which were designed to strengthen the local private sector. The paradigm shift allowed the economy to grow by around 10 per cent at the beginning of this millennium.

In all districts of the city of Yangon, where the effects of the free market economy are most evident, a massive construction boom ensued. The state Department for Housing Development and Construction played a crucial role in this. When the country moved towards an open free-market economy, it was given the task of serving as an intermediary for construction activities, with greater financial autonomy and a new revolving fund for promotion of building schemes. Government policy pursued four main objectives: expansion of Yangon City to the west and east to improve transport and communication links, modernisation of Yangon, construction of social housing and raising living standards. The last of these was given impetus by the "hut to apartment" programme. Simple huts were to be replaced with new homes. 46 hut to apartment projects were started after 1989

resulting in 12,600 newly built apartments. Besides housing, the government and companies are investing in the renovation of roads and bridges, in shopping centres and in tourism. Traditional street markets are giving way to modern shopping centres on the outskirts; modern roads and bridges are creating the transport links to newly established townships in the periphery.

Frauke Kraas, together with her research team, is investigating the processes of change and is geo-referencing functional data. "We have established the first geographical information system for Yangon", she states in a recent progress report. "We can determine the land use in the whole of Yangon to within four metres."

Working on call

Myanmar exports mainly raw materials – rice and local timbers, but also oil and natural gas – to Thailand, Hong Kong and India. 70 per cent of the population is engaged in agriculture, 23 per cent in the service sector and only 7 per cent in industry. This is one of the reasons why migratory movements in Myanmar significantly differ from those in China, for instance. "We are dealing with different migration profiles", says Kraas. "In Myanmar, industrialisation is not the migration driver. The population is still very bound by social and family structures. This is different to China, where there is economic pressure to migrate."

Society in Myanmar functions largely on call. There is no long-term planning. "They have a totally different way of working than we are used to in Germany," Kraas confirms. "You need to be constantly 'alert'." The everyday life of a researcher poses new challenges for Frauke Kraas and her team. Access to the internet is very limited, often there is not even electricity. The roads are flooded in the rainy season; Kraas often has to take her children to school on foot through waist-high water. "After that, you can throw your shoes in the bin," she tells us. Nevertheless, she has always got to be in top form. She may, for example, have to report her research findings to a delegation at short notice or give a spontaneous speech to a Minister – in formal attire, since that is what is ex-



Kennt Myanmar so gut wie kaum eine zweite Wissenschaftlerin der westlichen Welt: die Kölner Geographieprofessorin Frauke Kraas
UoC's Professor of Geography Frauke Kraas knows Myanmar like few other Western scholars.

pected of everyone in Myanmar society as a mark of respect. "Fortunately I am very well connected in society," she reflects. That is the only way of being able to deal with the ever-changing daily routines. The researcher has been living with her family on the campus, an area otherwise off-limits to foreigners; she has full command of the country's language and extensive insight into its culture. This creates a basis of trust that is an essential starting-point for her research work. "The University of Cologne," according to Kraas, "is the only university in the world with a number of unlimited Memoranda of Understanding. This has been the case since 2003. That really is a unique selling point."

The German Academic Exchange Service (DAAD) awarded the researcher a

long-term lectureship, the German Research Foundation a research year. Frauke Kraas spent two years with her family in Myanmar and will be returning soon to conduct further research. As part of the project "81 Plus" she will help investigate the socioeconomic development potential of the top 81 cities and towns in Myanmar. Particular emphasis will be placed on the development of the city of Yangon and its colonial heritage. With the opening up to foreign investors and the transfer of the seat of government to Naypyidaw in the interior, the former capital is in a state of flux. Together with the German Federal Ministry for Economic Cooperation and Development (BMZ) and the German Society for International Cooperation (GIZ), the Cologne team is investigating

the socioeconomic development potential of four regional cities. The GIZ intends to open regional offices in the country. This really is pioneering work, as Myanmar is unknown territory as far as development cooperation is concerned.

Since 2007, for the first time more people worldwide live in towns and cities than in the countryside

Myanmar is on the path to becoming an urbanised and industrialised society. Many developments are comparable to those of other south-east Asian countries since the start of the economic boom and the introduction of economic reforms in the mid-1980s. Myanmar is also following the trend towards urbanisation. But determining who lives in cities and who in the countryside is difficult. According to Kraas, the magic number of inhabitants which indicates a village has become a town varies significantly between countries. The picture is further complicated by phenomena such as seasonally fluctuating migration, where people move into towns during periods of less agricultural activity, so there are substantial fluctuations in population numbers. The towns and cities in Asia must in future provide much better basic services to all groups of the population. But many countries perceive this task in a different way than would be the case in Europe, as Kraas points out. The focus in Asia is on optimisation for economic growth and on the urban middle classes. The government in Myanmar wants to change that. It wants to implement a "de-concentrated decentralisation" following the German model. It of course remains to be seen what role Myanmar will play in future in the global market. Kraas believes development forecasts for the next 50 years to be grossly over-stated. But the researcher is convinced that the global trend towards urbanisation will continue. "How it will pan out depends on various drivers and they have started to multiply. We are talking about multi-stakeholder-environments, in which the private sector has much more say than the administration." That, however, also differs from country to country and from town to town.





Durch Zeit und Raum

Migrationsphänomene in der Kunstgeschichte

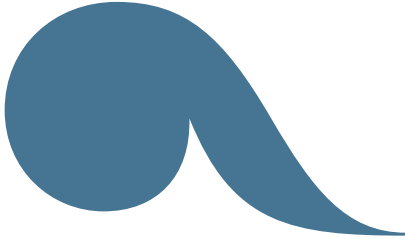
Through time and space

The phenomenon of migration in art

Silke Feuchtinger

Auch die kunsthistorische Forschung hat es mit Wanderbewegungen zu tun. Ausgelöst durch wirtschaftliche oder politische Konstellationen beeinflussen sie das Kunstschaffen seit jeher. Doch schon die künstlerischen Details können Migrationsgeschichten erzählen. Professorin Ursula Frohne vom Kunsthistorischen Institut der Universität zu Köln beschäftigt sich mit Bildwerken, in denen Künstlerinnen und Künstler bekannte Formen und Motive in neue Zusammenhänge übertragen. Es entstehen mitunter brisante Aussagen, die auch auf der inhaltlichen Ebene migrationsrelevante Themen aufgreifen.

Migration is something that is also relevant to research in the history of art. Influenced by economic or political factors, this phenomenon has always played a role in artistic endeavours. Artistic details themselves can tell us stories about migration. The main interest of Professor Ursula Frohne of the Institute of Art History at the University of Cologne is in works of art in which artists use archetypal forms and motifs within new contexts. This sometimes results in controversial statements, with the content itself reflecting aspects of migration.



Eine junge Frau liegt nackt auf weißen Kissen. Unverwandt blickt sie ihrem Gegenüber ins Gesicht – und wird zum Auslöser eines großen Skandals. Édouard Manets 1865 entstandenes Ölgemälde „Olympia“ reizte die (Seh-)Nerven seiner Zeitgenossen aufs Äußerste. Dargestellt ist eine im Paris des 19. Jahrhunderts stadtbekannte Prostituierte – direkt und ohne Scham, mit starken Kontrasten, flächiger Malweise und flüchtigen Konturen. Manets Bild polarisierte wie kaum ein Werk zuvor und wurde Anlass einer wutentbrannten Kritik. Wenn sich Professorin Ursula Frohne vom Kunsthistorischen Institut der Universität zu Köln mit Migrationsaspekten befasst, begleitet sie Motive wie Manets „Olympia“ durch Zeit und Raum. „In der Kunstgeschichte geschieht Migration auf unendlich vielen Ebenen. Das Thema ist unserer Disziplin geradezu inhärent“, erklärt Frohne, die am Institut den Lehrstuhl für Kunstgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts inne hat. „Geschichten wie die der „Olympia“ zeigen, wie vielfältig sich Wanderungen und Wandlungen in der Welt der Kunst gestalten.“

Vom Skandal zur Hochkultur und wieder zurück

In der Tat ist Manets „Olympia“ weit geist – und hat dennoch Paris nur selten verlassen. Das einstige Skandalbild hängt heute in einem der wichtigsten Museen der Welt, dem Musée d’Orsay in Paris. Endstation ist dieser Ort jedoch nicht. Als Expertin für Gegenwartskunst stößt Frohne welt-

weit immer wieder auf Künstlerinnen und Künstler, die Inkunabeln der westlichen Kunstgeschichte aufgreifen und verändern, darunter auch „Olympia“. Der Japaner Yasumasa Morimura benötigt für eine wirkungsvolle Transformation nur wenige Mittel, kann damit aber beim Publikum eine ganze Bandbreite von Überlegungen in Bewegung setzen. In seiner Version des Motivs gehen Vergangenheit und Gegenwart, Ost und West eine eigentümliche Synthese ein: Uns blickt nun ein asiatischer Mann entgegen, unbekleidet wie Manets Modell, auf dem Kopf eine blondgelockte Perücke. Die Katze zu seinen Füßen wird zur Maneki-neko, der in Japan überall präsenten Winke-Katze. „Morimura stößt mit Werken wie diesem einen Diskurs an, der von Genderfragen über die Kritik am eurozentristisch geprägten Kunstkanon bis hin zur Reflektion von Begriffen wie Hoch-, Pop- und Trash-Kultur reicht“, erläutert Frohne. „Mit wenigen, zunächst marginal wirkenden Verschiebungen, verändert er schließlich das gesamte Bildprogramm.“

Migration auf allen Ebenen

Um der Komplexität der Migrationerscheinungen in der Kunstgeschichte zu begegnen, rät Ursula Frohne, sich Folgendes bewusst zu machen: „In der Kunst stoßen wir ständig auf kulturelle Austauschphänomene und damit auch auf Konflikte und Dramatiken. Unsere Forschung macht deutlich, dass Migration nicht erst ein Thema des 20. und 21. Jahrhunderts ist.“ Um die Relevanz des Begriffs zu fassen, müsse man sich zu-

nächst einmal mit den Bedingungen des Kunstschaffens beschäftigen. „Abhängig von Auftragslage und Auftraggeberschaft waren Künstler seit jeher gezwungen, an unterschiedlichen Orten tätig zu werden“, so Frohne. Ein Aspekt, den man erst seit knapp 50 Jahren genauer betrachtet. „Lange Zeit waren Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker vor allem ikonografisch und ikonologisch orientiert, verharrten also in der Beschreibung und Deutung des direkt Sichtbaren. Andere Methodiken wurden mehr oder weniger für fachfremd gehalten“, führt die Wissenschaftlerin aus. „Erst mit wegweisenden Publikationen zur Sozialgeschichte der Kunst, zum Beispiel mit Martin Warnkes „Hofkünstler“, vollzog sich seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ein grundlegender Richtungswechsel.“ Heute ist die Untersuchung von ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen allgegenwärtig – und durch die Globalisierung des Kunstgeschehens nahezu unerlässlich geworden: „Überall auf der Welt entstehen Biennalen, Künstler werden im Grunde zu Berufsmigranten. Um existieren zu können, bewegen sie sich häufig von einer Residency zur nächsten. Ein Phänomen, das heute zunehmend kritisch beleuchtet wird.“

Kunsthistorische Forschung betrachtet jedoch nicht nur die Künstlerschaft sondern auch die Physis der Werke unter Aspekten der Migration – im Großen (von einem Kontinent zum anderen) wie im Kleinen (aus dem Atelier ins Museum). „Viele Skizzen und Entwürfe berühmter Künstlerinnen und Künstler waren nie



Yinka Shonibare MBE (*1962):

Leisure Lady (with Ocelots)

2001

life-size fibreglass mannequin, three fibreglass ocelots, Dutch wax printed cotton, leather,
glass woman 160 x 80 x 80 cm, ocelots each 40 x 60 x 20 cm

Vanhaerents Art Collection, Brussels, Belgium



Yasumasa Morimura (*1951):

Portrait (Futago)

1988

colour photograph with brushed on varnish

210.82 cm x 302.26 cm

Carnegie Museum of Art, Pittsburgh: A. W. Mellon Acquisition Endowment Fund, 92.108.A-D

für die Öffentlichkeit bestimmt“, betont Frohne. „Im Museum präsentiert werden aus ihnen später autonome Werke, die auf dem Kunstmarkt bisweilen Höchstpreise erzielen und in alle Welt verkauft werden.“ Durch diese Kontextveränderungen wandle sich notwendigerweise auch die Wirkung auf Betrachterin und Betrachter.

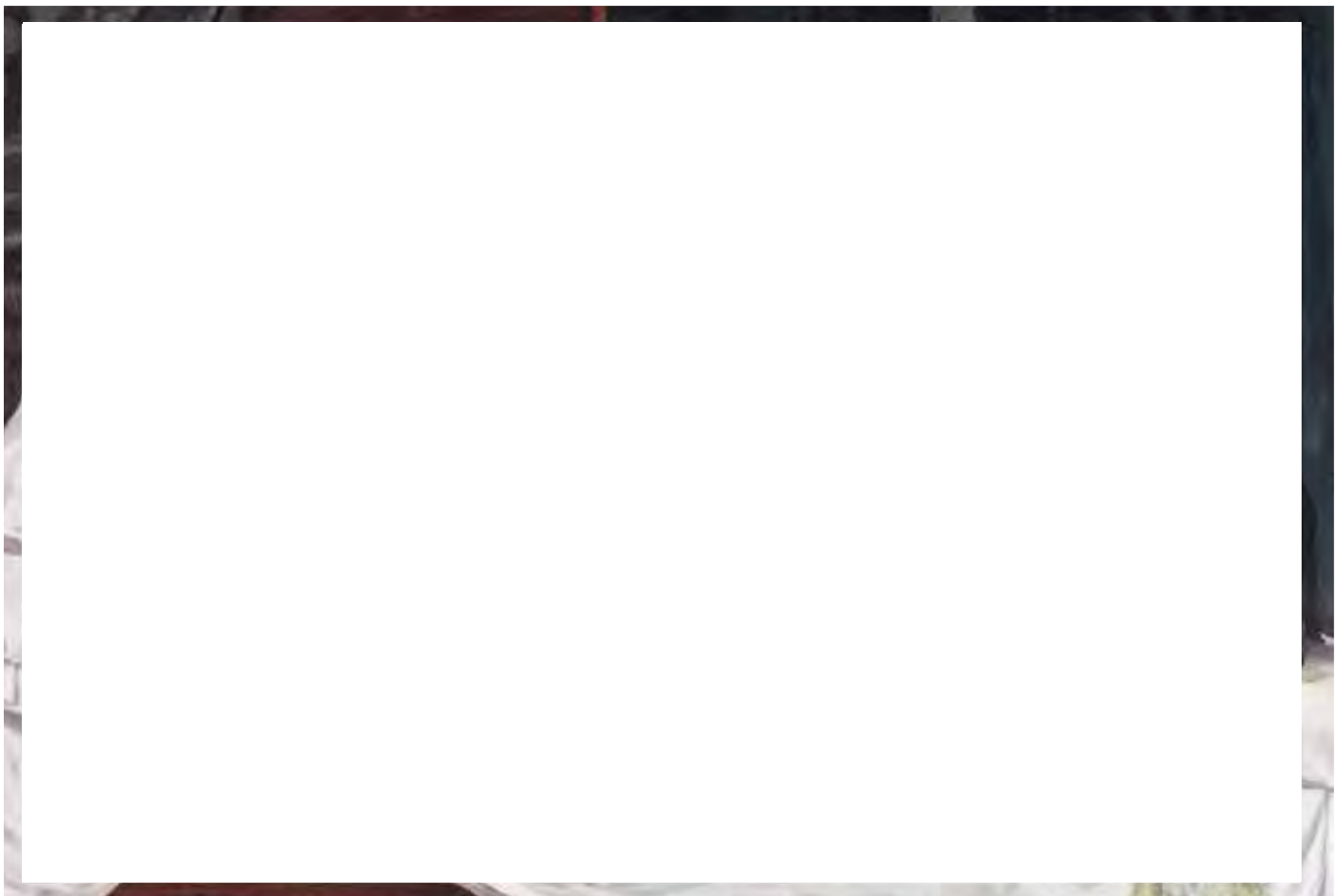
Herkunft und Identität

Auf der Mikroebene des Bildes wiederum befassen sich Frohne und ihre Kolleginnen und Kollegen ferner mit jenen Migrationsbewegungen, die sich zwischen Komposition, Zeichen und Motiven ergeben.

Wie die beiden „Olympias“ zeigen, sind diese bisweilen eng mit den räumlichen und zeitlichen Dimensionen von Migration verknüpft. „Gerade in der zeitgenössischen Kunst treffen wir immer wieder auf entsprechende Tendenzen“, so Frohne. Zum Beispiel bei Yinka Shonibare. Wer Objekte des britischen Künstlers mit nigerianischen Wurzeln betrachtet, stößt schnell auf ein besonderes Charakteristikum: Bunt gefärbter Baumwollstoff, der vor allem in Westafrika als Kleidung getragen wird, taucht bei Shonibare an den unerwartetsten Stellen auf. In seiner Installation „Leisure Lady with Ocelots“ von 2001 trägt eine Schneiderpuppe die typisch europäischen Mode des 19. Jahr-

hunderts, mit der rechten Hand führt sie vier Tiere an der Leine. Eine Szene, die in einem historischen Museum zur Landeskunde europäischer Fürstentümer zu sehen sein könnte – würde die Szene nicht durch zwei Aspekte gestört: Das aufwändige Kleid besteht aus dem erwähnten Batikstoff, an den Leinen laufen die in Mittel- und Südamerika heimischen Ozelots. Shonibares Motive migrieren ohne Rücksicht auf Chronologie und Wahrscheinlichkeit.

„Hier entsteht ein komplexes Bildprogramm, in dem sich kulturelle Artefakte und Besonderheiten der Kolonialiserten mit dem Auftreten und den Gewohnheiten der Kolonialherren mischen“, erläut-



Édouard Manet (1832–1883):

Olympia

1863

Oil on canvas

130 cm x 190 cm

Musée d'Orsay, Paris

tert Frohne. „Die Frage nach Herkunft und Identität wird mit einer postkolonialen Perspektive verbunden, die wir in der Gegenwartskunst häufig antreffen. Shonibares Kunst lädt uns dazu ein, tradierte Ansichten kritisch zu reflektieren und uns historischer wie ökonomischer Umstände bewusst zu werden.“ Dass die vermeintlich typischen Stoffe ursprünglich gar nicht aus Afrika stammen, sondern im 16. Jahrhundert zunächst aus Java nach Europa und dann drei Jahrhunderte später als industrielle Nachahmungen in die afrikanischen Kolonien importiert wurden, mache den Gehalt von Shonibares Werken noch vertrackter. Migration auf allen Ebenen.

Die Macht von Markt und Bild

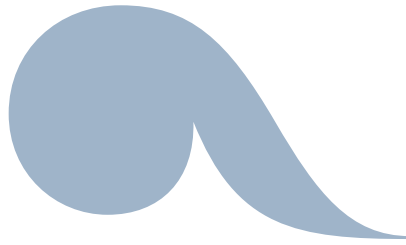
Wie kann ein wissenschaftlicher Umgang mit Kunst aussehen, der Facetten wie diesen gerecht werden will? Die Kölner Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker sind sich einig, dass die Erforschung des Kunstmarkts dabei eine wesentliche Rolle spielt. Das Institut hat bereits reagiert und unlängst eine Juniorprofessur für Kunstgeschichte und Kunstmarkt eingerichtet. Auch die Angliederung des in Köln angesiedelten Zentralarchivs des internationalen Kunsthandels (ZADIK) steht unmittelbar bevor. Die empirische Auseinandersetzung mit Phänomenen des Kunsthandels könnte damit in Köln zum besonderen Schwer-

punkt werden. „Bereits jetzt entstehen viele Abschlussarbeiten in enger Kooperation mit dem ZADIK. Mit Blick auf politisch prekäre Zusammenhänge oder Restituierungsfragen, zum Beispiel durch den Nationalsozialismus ausgelöste Zwangsmigrationsphänomene im Kunsthandel, liefern die Dokumente des Archivs mannigfaltige Ansatzpunkte. Wir hoffen, diese durch die Angliederung an unser Institut noch breiter zugänglich machen zu können.“

Weiteren Forschungsbedarf sieht Ursula Frohne außerdem im Bereich der Bilder selbst. „Wir leben in einer Zeit, in der wir tagtäglich mit einer riesigen Flut von Bildmaterial konfrontiert werden.“ Vertreterinnen und Vertreter der Bildwissenschaften

um Horst Bredekamp, Professor für Kunstgeschichte an der Berliner Humboldt-Universität, fordern daher seit etwa zwei Jahrzehnten eine Öffnung der Forschung gegenüber Bildwelten jenseits dessen, was allgemein als Kunst anerkannt ist. Auch Frohne hält eine entsprechende Erweiterung für sinnvoll. Nur durch eine parallele Berücksichtigung von künstlerischem und nicht-künstlerischem Material könne wichtigen zeitgenössischen Tendenzen – etwa den Werken Shonibares – angemessen begegnet werden. Auch auf die Verbindungen zwischen Kunst und Massenmedien, die seit der Pop-Art zahlreiche Bereiche des Kunstschaffens prägen, treffe dies zu. „Hierin liegt eine wichtige Herausforderung unserer zeitgenössischen visuellen Kultur. Wechselverhältnisse von Werbung und Kunst finden wir heute sowohl in Marketingstrategien als auch umgekehrt in den Werken einer kritisch-aktivistischen Gegenwartskunst.“ Die unterschiedlichen Taktiken beider Seiten zu beschreiben und offen zu legen sei ein Aspekt kunsthistorischer Forschung, der in den kommenden Jahren noch stärker in den Fokus rücken werde.

Bildmaterial zu deuten, sein aufklärerisches Potential – aber auch sein manipulatives – zu erkennen, darin sieht Frohne eine der Kernkompetenzen der Kunstgeschichte: „Gerade weil sich unsere Disziplin der Historie von Bildern und damit ihren Wandlungen und Wanderungen stets bewusst ist, kann sie dazu beitragen, den kritischen Blick jedes Einzelnen zu schärfen. Nur wenn wir radikal historisieren, können wir die Bedeutung und das Potential von Bildern erkennen – und damit auch im Alltag in die Gesellschaft hineinwirken.“



A naked young woman reclines on white cushions from where she gazes directly and unashamedly at the viewer. She was to become the focus of a major scandal. Édouard Manet's 1865 oil painting, "Olympia", was regarded as extremely provocative by his contemporaries. It depicts a well-known prostitute of 19th century Paris with no attempt at dissimulation and very little in the way of prudery; the work itself has marked contrasts, little spatial depth and sketchy outlines. Manet's picture polarised his viewers more than ever before and generated a flood of furious criticism.

When Professor Ursula Frohne of the Institute of Art History at the University of Cologne studies migratory aspects, she looks at how motifs such as Manet's 'Olympia' travel across time and space. "In art history, migration can be found at an infinite number of levels. This theme is practically inherent to our field," explains Frohne, who is Professor of 20th and 21st Century Art History at the institute. "Stories like that of "Olympia" demonstrate the varied forms that migration and change can assume in the world of art."

From scandal to high culture and back

Manet's "Olympia" has indeed travelled far, although the painting has seldom left Paris. Today this painting – once so scandalous – is displayed in one of the world's foremost museums: the Musée d'Orsay in Paris. However, the image itself continues to journey tirelessly from place to place. As an expert in contemporary art, Frohne often comes across artists all over the world who appropriate incunabula of Western art history, in this case Manet's "Olympia". The Japanese artist Yasumasa Morimura requires very few means to bring about

an effective transformation, but his works can provoke a range of completely new insights among those who view his art. In his version of "Olympia", past and present, east and west, are strikingly brought together: Gazing at us now is an Asian man with Morimura's face, naked like Manet's model, wearing a curly blonde wig. The cat at his feet has become Maneki-neko, the waving cat that is an omnipresent symbol of good luck throughout Japan. "With works such as these, Morimura sparks discussion of aspects ranging from gender issues to a critique of the Eurocentric view of art. These aspects are also designed to encourage us to re-examine our use of terms such as high culture, pop culture and trash culture," explains Frohne. "By making just a few changes that at first appear marginal, he ultimately transforms the entire artistic concept."

Migration at all levels

When it comes to addressing the complex subject that is migration in art, Ursula Frohne points out that it is essential to bear the following in mind: "In art, we are constantly coming across evidence of cultural exchange and thus also of conflict and dramatic interaction. Our research makes it clear that migration is not just a phenomenon of the 20th and 21st centuries." To understand the relevance of the term, it is first necessary to consider the conditions under which art was created. "It was very often the case that the nature of the commissions and the patrons of their time meant that artists were forced to work in various different locations," Frohne maintains. This is a factor that has only been studied in greater detail in the past 50 years. "For a long time, art historians focussed on the iconography and ico-

nology of works; they thus limited themselves to describing and interpreting only what was actually concretely visible. Other methods were regarded as more or less alien to their field," she contends. "The basic change in direction only took place in the 1960s with the appearance of pioneering social history publications, such as Martin Warnke's 'Hofkünstler' ('The Court Artist')." It is widespread and common practice today to look at the economic and political background, and this approach has become largely indispensable because of the globalisation of art events. "Biennales are springing up all over the world and artists have more or less become migrant workers. In order to survive, they often move from one residency to the next. The effects of this are increasingly being analysed by art critics."

However, research in art history not only focuses on the artistic merit of a work but also on the migration of its actual physical presence over longer (from one continent to another) and shorter distances (from the studio to the museum). "Many sketches and designs by famous artists were never intended to be viewed by the public," emphasises Frohne. "When they are put on display in a museum, they become stand-alone works that could even fetch top prices at art auctions and be sold all over the world." This change of context necessarily influences the effect the works have on their viewers.

Origin and identity

At the micro-level of the work itself, Frohne and her colleagues also analyse migratory influences when it comes to the composition, symbols and motifs. As the two "Olympias" show, these can be closely related to spatial and chronological dimensions of migration. "In contemporary art in particular, we keep coming across such trends," says Frohne. One example is the work of Yinka Shonibare. On being confronted with the works of this British artist of Nigerian origin, it soon becomes apparent what their most distinctive feature is multi-coloured cotton fabrics of designs frequently used in West African clothing appear in the most unexpected places in Shonibare's work. In

his installation "Leisure Lady with Ocelots", which dates from 2001, a dressmaker's dummy is wearing what appears to be the typical European fashion of the 19th century, while restraining four animals on leads held in her right hand. It is a scene that might be found in a museum of local history illustrating life in one of the European principalities were it not for two aspects that run counter that possible interpretation. The figure's elaborate dress is made of the aforementioned batik fabric, while the animals on her leads come from Central and South America. Shonibare's motifs have migrated but without regard for chronology and probability.

"The result is a complex programme of images, in which cultural artefacts and the specific characteristics of those colonised mix with the appearance and habits of their colonial masters," explains Frohne. "The question of origin and identity is linked to a post-colonial perspective, something we often encounter in contemporary art. Shonibare's art invites us to reflect critically on traditional views and to become aware of both historical and economic circumstances." What makes the concept of Shonibare's work even more complex is the fact that the apparently 'African' fabrics were originally not made in that continent at all but were first imported to Europe from Java in the 16th century and then, three centuries later, were exported as mass-produced imitations to the African colonies. This is an example of migration at all levels.

The power of painting and the market

What should be the form of an academic exploration of art if it is to take into account facets such as this? The art historians at the University of Cologne agree that an investigation of the art market is one essential aspect. The institute has reacted accordingly and recently established a junior professorship for art history and the art market. The Cologne-based Central Archive of the International Art Trade (ZADIK) are soon to be incorporated into the institute. This empirical inquiry into the influence exerted by the trade in art could thus mean that Cologne will become a special research fo-

cus in this respect. "Many dissertations are already being compiled in close cooperation with ZADIK. When it comes to politically problematical aspects or questions of restitution, such as those associated with the forced migration of art works under National Socialism in Germany, the documents in this archive provide many starting points. We hope that this material will become even more widely accessible through ZADIK's integration into our institute."

Ursula Frohne is also of the opinion that the world of images itself requires further investigation. "We live in an era in which we are exposed to a flood of pictures each and every day." A group of art historians headed by Horst Bredekamp, professor of art history at the Humboldt University in Berlin, has thus been demanding for the past two decades that research be extended to graphic images not generally regarded as art. Frohne, too, considers a corresponding extension of the definition of art to be appropriate. Major contemporary trends – such as Shonibare's work – can only be satisfactorily interpreted by taking both artistic and non-artistic factors into account. This also applies to the links between art and the mass media, which have characterised many aspects of artistic expression since the appearance of the pop art movement. "This is one of the major challenges of our contemporary, visual culture. Nowadays we can see an interaction between advertising and art both in marketing strategies and conversely in contemporary art works that take a critical and combative stance." Describing and discovering the various tactics of both sides is an aspect of art history research that will come into sharper focus in the years to come.

Interpreting images and identifying their potential to enlighten and to manipulate is what Frohne regards as one of the core tasks of art history: "It is essentially because we, as art historians, are constantly aware of the transformations and migrations which images have undergone that we can help enhance the critical perception of individuals. It is only if we are willing to take a radical view of history that we can identify the significance and potential of images, and through this we will have an impact on society in general."





Fremde Pflanzen

Woher Pflanzen kommen und wie sie unsere Umwelt verändern

Alien plants

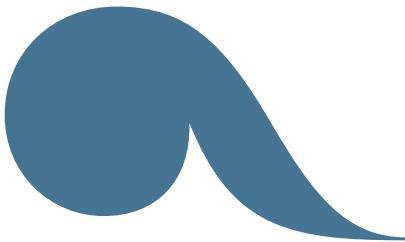
Where plants come from and how they change our environment

Sebastian Grote

Seit jeher migrieren Pflanzen von einem Ort zum anderen. Lange waren sie dabei auf ihre natürlichen Ausbreitungsmechanismen angewiesen. Als aus Jägern und Sammlern in der Steinzeit Bauern wurden, brachten sie auch Samen aus weit entfernten Regionen mit. Doch erst mit dem weltweiten Handel und Verkehr der Frühen Neuzeit kam eine ungeahnte Einwanderungswelle der Pflanzen ins Rollen.

Plants have been migrating from one place to another since time immemorial. Originally, they had to rely on their natural dispersal mechanisms. As hunter-gatherers became farmers in the Stone Age, they also began to introduce seeds from distant regions. But it was only with the arrival of global trade and ease of transportation in the early modern period that an extraordinary wave of immigration of plants began.





Sie gehören nicht hierher. Sie verdrängen die, die schon vorher da waren. Sie verbreiten sich in der Stadt und auf dem Land. Viele haben ihren Platz auf Brachflächen und entlang der Bahngleise gefunden. Einige klettern sogar Häuserwände hoch. Das Schlimmste aber ist: Sind sie erst einmal hier, wird man sie kaum mehr los. Die Rede ist hier von Pflanzen. Genauer gesagt von Pflanzen, die aus aller Welt in die hiesige Flora gelangt sind. Manche brachten unsere Vorfahren als Nutz- und Zierpflanzen mit, andere kamen bereits vor Jahrtausenden aufgrund veränderter klimatischer Bedingungen. Der Kölner Biologe Dr. Karl-Heinz Linne von Berg beschäftigt sich schon lange mit den fremden Pflanzen. Noch heute stößt er ab und zu auf Überraschungen, denn das Ursprungsgebiet der Gewächse lässt sich häufig kaum mehr rekonstruieren: „Einige Pflanzen, die ich während meines Studiums als heimische Arten kennengelernt hatte, stellten sich später als Neophyten raus“, sagt Linne von Berg. Als Neophyten bezeichnen Botaniker Pflanzen, die die Menschen nach 1492 in Regionen mitgebracht hatten, in denen sie natürlicherwei-

se nicht vorkamen. Alle gebietsfremden Pflanzen, die sich schon vorher angesiedelt haben, nennt man dagegen Archäophyten. Als Wendepunkt gilt die Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus, die in eine Zeit fällt, in der auch Handel und Verkehr nach Asien zunehmen. Ist die Zimmerpalme aus dem Baumarkt also ein Neophyt? „Nein“, betont Linne von Berg. Um als Neophyt anerkannt zu sein, müsse sich die eingewanderte Pflanze in ihrem neuen Terrain behaupten können und neue Keime.

Einst beliebte Zierpflanzen werden zur Plage

Nur einem Teil der nichtheimischen Pflanzen gelingt dies: Für Deutschland sind rund 400 Arten unter dem Begriff „eingebürgerter Neophyt“ verzeichnet. Das sind immerhin zehn Prozent der Flora. Um Neophyten zu finden, muss man also keine weiten Wege auf sich nehmen. Etliche von ihnen wachsen direkt vor der Haustür. Zum einen wäre da der Japanische Riesenknöterich, der scheinbar optimal mit dem mitteleuropäischen Klima klarkommt. Bis zu vier Meter hoch kann die Pflanze werden und sie verbreitet sich rasend schnell – zum Nachteil der heimischen Pflanzen. „Unter ihren riesigen Stängeln haben andere Pflanzen kaum eine Chance zu wachsen“, betont Linne von Berg. „Die einst beliebte Zierpflanze ist mittlerweile zur Plage geworden.“ Noch problematischer sind Neophyten, die schädlich für Menschen sind. Die Pollen der aus Nordame-

rika stammenden Beifuß-Ambrosie etwa können schon in geringen Mengen heftige Allergien auslösen.

Zwar konnten viele Neophyten unbeabsichtigt nach Europa gelangen, wenn etwa Samen an der Kleidung von Reisenden haften blieben. Oft ging der Migration aber eine bewusste Entscheidung von Händlern und Gärtnern voraus. So auch bei der Scheinakazie, die unter dem Namen Robinie bekannt ist. Der französische Hofgärtner Jean Robin brachte sie im 16. Jahrhundert von Nordamerika nach Paris. An den europäischen Höfen wurde die Scheinakazie daraufhin der Alleebaum schlechthin. Doch auch sie wird heute als invasiver Neophyt betrachtet. So bezeichnen Botaniker Pflanzen, die heimische Arten verdrängen.

„Wenn man eine Traubenkirsche absägt, kommen an fünf Stellen neue hinzu“

Am besten wehrt man sich gegen invasive Neophyten, indem man sie erst gar nicht ins Land rein lässt. Aus diesem Grund ist der Pflanzenimport streng reguliert. Selbst wer lediglich eine Blume aus dem Urlaub für den heimischen Balkon mitbringen möchte, kann Probleme mit dem Zoll bekommen. Die Leidenschaft, etwas ganz Neues zu pflanzen, war und ist jedoch groß; die teils katastrophalen Folgen für die heimische Flora zeigen sich oft erst Jahre später. Vor allem in Naturschutzgebieten werden invasive Arten zum Problem, da hier eine möglichst natürliche

Vegetation erhalten bleiben soll. Linne von Berg sitzt im wissenschaftlichen Beirat des Nationalparks Eifel, wo man zurzeit über den Umgang mit der Spätblühenden Traubenkirsche debattiert. „Dieser problematische Neophyt aus Nordamerika ist äußerst schwer zu bekämpfen“, betont der Botaniker. „Wenn man eine Traubenkirsche absägt, kommen an fünf Stellen neue hinzu.“ Gift wäre zwar ein wirkungsvolles Mittel, für den Einsatz in einem Nationalpark jedoch undenkbar. Am Ende bleibt der Parkverwaltung nur die radikale Entfernung der kompletten Pflanzen – ein kostspieliges Unterfangen, dessen Erfolg zudem nicht sicher ist. Denn sollten die Förster dabei einzelne Wurzeln übersehen, könnte sich die Traubenkirsche in nur kurzer Zeit wieder verbreiten.

„In ungestörten, stabilen Ökosystemen können sich Neophyten nur schwer ausbreiten“, erklärt Linne von Berg. Dies trifft allerdings nur noch auf fünf Prozent der Fläche Deutschlands zu. Fast überall haben die Menschen in ihre Umwelt eingegriffen und fremden Pflanzen somit gute Voraussetzungen geschaffen.

Die ältesten Getreidearten kommen aus dem Vorderen Orient

Nicht nur Neophyten haben in der Vergangenheit die heimische Flora umgekrempelt. Viele Archäophyten, die uns heute keineswegs fremd erscheinen, kamen bereits lange vor den großen Entdeckungsreisen der Frühen Neuzeit hierher. Die Erforschung der ur- und frühgeschichtlichen Pflanzenmigra-



tion fällt in den Aufgabenbereich der Archäobotanik. Laut Dr. Jutta Meurers-Balke vom archäobotanischen Labor der Universität zu Köln lasse sich eine Verschiebung der Flora unter anderem nach jeder Eiszeit registrieren. „Waren die Eisanlagen erst einmal geschmolzen, kamen auch die zuvor verdrängten Pflanzen zurück“, erklärt Meurers-Balke. Mit den Alpen entstand im Tertiär jedoch eine natürliche Barriere zwischen Herkunfts- und Rückzugsorten der Pflanzen, woraufhin die Vielfalt der Flora in Mitteleuropa deutlich abnahm. Meurers-Balke sieht ihren Fachbereich als Teil der archäologischen Forschung, die sich nicht nur mit den unmittelbaren Hinterlassenschaf-

ten der Menschen beschäftigt. Im Gegensatz zu den Kollegen aus der Archäologie rekonstruiert sie die Vergangenheit nicht anhand von Steinen, Tonscherben und Münzen, sondern indem sie Pflanzenreste untersucht. Schon in urgeschichtlicher Zeit nahmen die Menschen schließlich einen erheblichen Einfluss auf die Flora. Vor ungefähr 7200 Jahren änderten unsere Vorfahren im Zuge der neolithischen Revolution ihre Lebensweise: Aus Jägern und Sammlern wurden Bauern. Ihre damaligen Nutzpflanzen stammen aus der Mittelmeerregion. Das sogenannte neolithische Set, also die ältesten Getreidearten wie Einkorn und Emmer sowie Linse und Erbse, kommt ur-



sprünglich aus dem Vorderen Orient und ist über den Balkan hierhergekommen. „Es gibt nur eine Kulturpflanze in dieser Zeit, die aus dem westlichen Mittelmeerraum kommt“, betont Meurers-Balke, „und zwar der Mohn.“

Zentimeter für Zentimeter ein Bild der Vegetationsgeschichte

Im Labor können Archäobotaniker darüber Auskunft geben, was einst auf den Feldern der Bauern wuchs und den Menschen als Nahrung diente. Dazu untersuchen sie vor allem die widerstandsfähigsten Pflanzenteile: Holz, Samen und winzige, nur unter dem Mikroskop sichtbare Pollenkörner. Blätter sind dagegen nur sehr selten erhalten. „Dazu muss der mikrobielle Abbau unterbrochen sein“, erklärt Meurers-Balke. „Vor allem in den süddeutschen Seen und in den Mooren Norddeutschlands haben wir eine wunderbare Erhaltung von pflanzlicher Substanz.“ Trotzdem zählt auch das Rheinland zu den archäobotanisch am besten erschlossenen Regionen Deutschlands. Pollenanalytiker finden den

Blütenstaub etwa in Flussschleifen oder Auen. Die Kölner Archäobotaniker profitieren hierbei von einer engen Kooperation mit den Bodendenkmalpflegeämtern. „Wir betreuen und beraten bei Ausgrabungen in ganz Nordrhein-Westfalen“, sagt Meurers-Balke. Durch die Sedimentproben feuchter Ablagerungen erhalten sie Zentimeter für Zentimeter ein Bild der Vegetationsgeschichte, denn jede Epoche weist eine bestimmte Zusammensetzung des Pollenspektrums auf.

Die Römer brachten Obst, Gemüse und Gewürze

Neben den natürlichen Fundstellen untersucht Meurers-Balke mit ihrem Team hauptsächlich pflanzliche Überreste, die vor langer Zeit in Brunnen oder ins Herdfeuer gelangt sind. „Wenn die Pflanzenteile nur verkohlt und nicht verascht sind, dann sind sie formbeständig erhalten – mit Ausnahme der Pollen. Die finden wir ausschließlich unter Wasser“, so Meurers-Balke. Die verkohlten Abfälle in den Siedlungen haben den Vorteil, dass sie exakt darüber Auskunft ge-

ben, wie sich der Speiseplan der Menschen im Laufe der Geschichte verändert hat.

Erst die Römer brachten im Zuge ihrer Expansion einen ganzen Schwung neuer Kulturpflanzen aus dem Mittelmeerraum in ihre nördlichen Kolonien. Mit der Besatzung kamen unter anderem Kirschen, Pflaumen, Wein und Petersilie, um nur einige wenige neue Lebensmittel zu nennen. Auf den römischen Gutshöfen sollte es an nichts fehlen, das es auch in Italien gab. „Bei einigen Gemüsearten diskutieren wir noch, ob es die hier schon vorher gab“, so Meurers-Balke. „Es war aber auf jeden Fall ein einzigartiger kulinarischer Aufschwung.“ Ein Aufschwung, der scheinbar nicht allen schmeckte. Die rechtsrheinischen Germanenstämme gelangten durch Handel und Raubzüge zwar an römische Viehbestände, an exotischen Pflanzen hatten sie jedoch – so scheint es – kein Interesse. „In den germanischen Siedlungen finden wir so gut wie keine Gewürze, kein Gemüse und kein Kulturobst“, sagt Meurers-Balke. Man wollte scheinbar keine fremden Lebensmittel. „Was der Westfale nicht kennt, das isst er nicht“, scherzt die Archäobotanikerin.

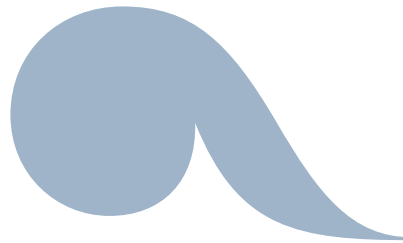
- ← Der Kölner Botaniker Dr. Karl-Heinz Linne von Berg zeigt Biologiestudenten nichtheimische Pflanzen im urbanen Raum.

UoC's botanist Dr Karl-Heinz Linne von Berg shows students of biology neophytes in urban space.

Pflanzenmigration findet nicht nur in eine Richtung statt

Die ganze Breite an Kulturpflanzen war demnach erst im 10. Jahrhundert vorhanden. Für diese Epoche lassen sich auch etwa Esskastanien, Birnen und verschiedene Kirscharten nachweisen. Bei einigen Pflanzen ist bislang unklar, ob es seit der römischen Zeit einen kontinuierlichen Anbau gegeben hat, oder ob sie im Mittelalter ein zweites Mal importiert wurden. Meurers-Balke: „Uns fehlen entsprechende Funde aus der Völkerwanderungszeit, die uns darüber Auskunft geben. Jedes Mal wenn es Ausgrabungen an einer Siedlung aus dieser Zeit gibt, sind wir sofort da, um Proben zu nehmen.“ Fest steht, dass die Migration von Pflanzen eng mit der Kulturgeschichte verbunden ist. Von dem Urwald, der Deutschland einst nahezu vollständig bedeckt hat, bis hin zur heutigen Vegetation änderte sich das Aussehen der Landschaft durch den Eingriff der Menschen immer wieder. Doch wie bei allen Migrationsphänomenen ist auch dies kein einseitiger Prozess. So gab es auch den umgekehrten Weg, auf dem

europäische Pflanzen etwa nach Amerika mitgebracht wurden. Eine der ersten europäischen Pflanzen in der Neuen Welt war der Breitwegerich. Schon nach kurzer Zeit konnte man ihn überall finden, wo sich die Siedler niedergelassen haben. Die Einheimischen haben die Pflanze deshalb „Fußtritt des weißen Mannes“ genannt.



They do not belong here and displace what was there before. They are proliferating in cities and in the country. Many have found a new habitat on wasteland and along railway tracks. Some even climb up the walls of buildings. The problem is

that once they are here, it is almost impossible to get rid of them.

What we are talking about are plants. More specifically, plants that have arrived from all around the world to become part of the local flora. Some of them were deliberately introduced by our forebears as agricultural and ornamental plants; others already arrived thousands of years ago due to changes in climatic conditions. The Cologne-based biologist Dr Karl-Heinz Linne von Berg has long been investigating such alien plants. Even today, he still occasionally comes across surprises, because there are plants that turn out to have an unexpected place of origin. "Some plants that I had learned were native species while I was studying subsequently turned out to be neophytes", says Linne von Berg. In botany, plants introduced by humans after 1492 to regions in which they did not originally occur naturally are known as 'neophytes', while any plants that are non-native to a region but established themselves prior to that date are called 'archaeophytes'. The discovery of America by Christopher Columbus, in a period in which trade with and transportation to Asia was also increasing, is considered a turning point. So, is your potted palm that you bought from the garden centre also a neophyte? "No," emphasises Linne von Berg. To be recognised as a neophyte, the immigrant plant must be able to survive in its new terrain and spread spontaneously.

Once popular ornamental plants become pests

But only a selection of non-native plant species manages this. In the case of Germany, about 400 species are listed as 'naturalised neophytes'. Remarkably, these constitute at least 10% of the flora in this country. In order to find neophytes, you do not need to go far; you'll find many of them growing right outside your front door. On the one hand, there's Japanese knotweed, which is apparently perfectly adapted to the climate in Central Europe. The plant can grow up to four metres high and it spreads like wildfire – to the detriment of native plants. "Under their huge stems, other plants have little chance of

surviving”, laments Linne von Berg. “This once popular ornamental plant has now become a pest.” Even more problematic are neophytes that are harmful to humans. Even in small quantities, the pollen of the common ragweed originating from North America can trigger severe allergies.

Although it is probable that many neophytes were inadvertently introduced to Europe because their seeds were attached to the clothing of returning travellers, their migration was often attributable to a conscious decision on the part of traders and gardeners. Such was the case with *Robinia pseudoacacia*, commonly called ‘black locust’. It was brought back to Paris from America in the late 16th century by the French herbalist Jean Robin. *Robinia* became the favourite tree for creating a tree-lined avenue in the gardens of European courts. But it is now considered an ‘invasive neophyte’, the term used by botanists to designate a plant that displaces native species.

“Cut down a black cherry, and five more will grow in its place”

The best way to stop invasive neophytes is to stop them coming into the country in the first place. And it is for this reason that strict regulations apply to the import of plants and seeds – even those who just want to bring back a flower from their holiday for their balcony at home can get into trouble with the customs. However, the temptation to plant something new was, and still is, great; the sometimes disastrous consequences for the native flora only become apparent years later. Invasive species can become a particular problem in nature reserves since here the objective is to preserve the native vegetation as much as possible.

Linne von Berg sits on the Scientific Advisory Board of the Eifel National Park, where a debate on the ways to deal with the black cherry is currently on-going. “This problematic neophyte from North America is extremely difficult to control”, explains the botanist. “Cut down a black cherry, and five more will grow in its place.” The use of herbicides would in-

deed be an effective means, but unthinkable in a national park. As it turns out, the only option left to the park administration is the radical removal of the entire plants – an expensive undertaking the potential success of which is also uncertain. Unfortunately, if the forestry workers miss individual roots the black cherry could be back again in a very short time. “In undisturbed, stable ecosystems, neophytes can spread only with difficulty”, clarifies Linne von Berg. However, such terrain is to be found in only 5% of the total area of Germany. People have intervened almost everywhere in their environment, and in doing so created suitable conditions for alien plants to establish themselves.

The oldest grain species come from the Middle East

Neophytes are not the only plants that have transformed the native flora. Many archaeophytes that we today no longer realise are alien arrived long before the great voyages of discovery of the early modern period. Archaeobotany is a discipline that studies prehistoric and early historic plant migration. According to Dr Jutta Meurers-Balke of the Archaeobotanical Laboratory of the University of Cologne, a relocation of flora also occurred after each Ice Age. “Once the ice sheets had melted, the previously displaced plants returned”, she explains. However, when the Alps were created in the Tertiary period, they formed a natural barrier between the original habitats of plants and the places where they had retreated to, with the result that the variety of plants in Central Europe decreased significantly. Meurers-Balke considers her discipline as a form of archaeological research that deals not only with human artefacts. Unlike archaeologists, she does not reconstruct the past based on stones, clay fragments and coins, but rather by examining related plant remains. Humans had a significant impact on their local flora even in prehistoric times. About 7200 years ago, our ancestors fundamentally changed their way of life during the Neolithic Revolution – they ceased being hunter-gatherers and became farmers. Their crop plants at that time originated

from the Mediterranean region. The Neolithic primary domesticates, in other words the first crop species, included einkorn and emmer wheat as well as lentil and pea. These originated from the Middle East and arrived in Central Europe via the Balkans. “There was only one crop plant during this period that came from the western Mediterranean region”, Meurers-Balke points out, “namely the poppy.”

Gradually a picture of the history of vegetation emerges

Working in the laboratory, archaeobotanists can provide information as to what once grew in the fields of farmers and what people used as food. For this purpose, they examine the most resistant parts of plants: wood, seeds and tiny pollen grains that are visible only under the microscope. Leaves, in contrast, are only rarely preserved. “This only happens if microbiological degradation processes are somehow interrupted”, explains Meurers-Balke. “Plant matter is particularly well preserved in the lakes of south Germany and the bogs of north Germany.” Nevertheless, the Rhineland is also one of the most extensively archaeobotanically explored regions of Germany. Pollen analysts find ancient pollen in riverine meanders and floodplains and the Cologne-based archaeobotanists benefit here from close cooperation with the heritage management authorities. “We provide support and advice during any excavations carried out in the whole of North Rhine-Westphalia”, says Meurers-Balke. By examining sediment samples taken from moist deposits, they can gradually build up a picture of the history of vegetation in a particular region because each epoch has its own characteristic pollen spectrum.

The Romans brought fruit, vegetables and spices

In addition to material from natural sites, Meurers-Balke and her team also focus on analysing plant remains that long ago found their way into wells or cooking fires. “If the plant remains are only charred and not reduced to ash they retain their

original form – with the exception of pollen. We only find this under water”, she elucidates. The charred food waste found in ancient settlements provides detailed information on how diets have changed over the course of the centuries.

The Romans first brought a whole batch of new crops from the Mediterranean region to their northern colonies following their conquest. With the Romans came, among other foodstuffs, cherries, plums, wine and parsley, to name only a few. The Roman estates wanted everything that also grew in Italy. “In the case of some vegetables, it is still unclear whether they were originally also available here”, says Meurers-Balke. “But it was in any case a unique culinary boom.” However, it seems that this dietary development was not to everyone’s taste. Through trade and raids, the Germanic tribes living to the east of the Rhine undoubtedly encountered Roman livestock, but it would seem that the more exotic plant foodstuffs had less attraction for them. “We find almost no traces of spices, vegetables and cultivated fruits in Germanic settlements”, Meurers-Balke points out. It seems they turned their noses up at the ‘foreign’ food. “So even our Westphalian ancestors preferred the traditional over the new”, jokes the archaeobotanist.

Plant migration occurs not just in one direction

The whole range of crop plants we now have in Central Europe was therefore only available from the 10th century. The sweet chestnut, pear and various cherry varieties appear in this era. In the case of some plants, it is unclear whether they continued to be cultivated after the Roman period or whether they were reimported again in the Middle Ages. Meurers-Balke explains: “We lack appropriate evidence from the Migration Period to be able to decide with any certainty. Whenever a settlement from this period is excavated, we go there at once to take samples.” It is clear that the migration of plants is closely associated with cultural history. The appearance of the German landscape has repeatedly changed due to human interven-



tion; the once dense forests that covered nearly the whole of Germany have practically disappeared to be replaced by today’s flora. However, like all migratory phenomena, this was not a one-way process. The opposite has also occurred and European plants have found their way to America. One of the first European plants to reach

the New World was the broadleaf or common plantain. After a very short time, it had become established everywhere that colonists settled. Many experts hence believe that the Native Americans were responsible for one of the common names of the plant – ‘white man’s footprint’.

1 - Yurt dışına çıkan vatandaşlar nüfus hüviyet ve
danlarını da beraberlerinde bulundurmahdılar.

On passport no eklenir.
Ce passport contains
80 pages.
This passport contains
80 pages.



PASAPORT
RECEIPT

154 D05
419972

TURKISH AIR C*

ONE WAY TICKET



GATE/KAPI 008	BOARDING TIME 14:30	SEAT 7A
------------------	------------------------	------------

ISTANBUL

ET 45862325 555 66656 436115456427512/ 1 GROUP A

SEC NO 010 BAG 6/19 AGT: SGTP

BOARDING TIME 15MIN BEFORE DEPART

PLEASE WATCH

1 SAATINE 15DIN SAKLA KUTUR.

BOARDING TIME.

NAME
DR SELMA ULUDAG
FROM
KÖLN/BONN
TO
ISTANBUL

GROUP A

7A



Können Menschen Wurzeln haben?

Warum türkeistämmige Akademikerinnen Deutschland verlassen, um in der Türkei zu leben

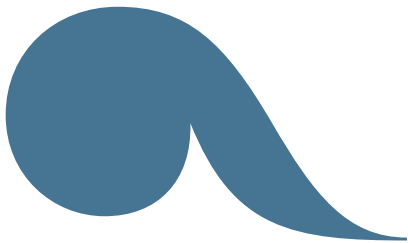
Can people have roots?

Why academics of Turkish origin are leaving Germany to live in Turkey

Sebastian Grote

Sie sind die Töchter von türkischen Einwanderern. Sie sind hier aufgewachsen und kehren nach Abitur und Studium Deutschland den Rücken. Doch sie haben sich nicht irgendein beliebiges Ziel ausgesucht, sondern die einstige Heimat ihrer Eltern. Die Kölner Doktorandin Nora Warrach erforscht dieses Migrationsphänomen und befragte Auswandererinnen in der Türkei zu ihrer Lebensgeschichte.

They are the daughters of Turkish immigrants. They grew up here and turned their backs on Germany after high school and university. However, they did not just seek out any country, but chose the homeland of their parents. The Cologne-based doctoral student Nora Warrach is exploring this migration phenomenon and has interviewed immigrant women in Turkey about their life stories.



Doku-Soaps wie *Goodbye Deutschland* erzählen die Geschichten derer, die es gewagt haben, Deutschland für ein Abenteuer in der Ferne den Rücken zu kehren: als Ferienressortbesitzer in Amerika, Ärztin in Skandinavien oder Barkeeper auf Mallorca. Drei Lebensmodelle, die beim Publikum immer gut ankommen. Ein Blick in die Statistiken verrät jedoch, dass ein Land noch weiter oben in der Hierarchie der Top-Auswanderungsziele steht und zwar die Türkei. Einst kamen von dort die meisten Zuwanderer, doch seit 2006 ziehen jedes Jahr mehr Menschen von Deutschland in die Türkei als umgekehrt.

Nora Warrach vom Institut für vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften der Universität zu Köln stellt diese Entwicklung in den Fokus ihrer Arbeit. Die Migrationssoziologin erforscht im Rahmen ihrer Dissertation, warum türkischstämmige Akademikerinnen von Deutschland in die Türkei auswandern. „Mich interessieren die Gründe, weshalb diese Frauen ausgerechnet das Land ihrer Eltern als Auswanderungsziel wählen“, sagt Warrach. Ihre Forschung soll einen Kontrast bilden zum Mainstream bisheriger Studien über Auswanderung in die Türkei, die sich hauptsächlich auf Männer ohne akademische Ausbildung beziehen.

Die von der Kölner Doktorandin untersuchte Gruppe bildet einen Gegenpol zu dem oft verwendeten Klischee kopftuchtragender, türkischer Frauen, die in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft noch im-

mer als Symbol für Desintegration stehen. „Es sind Frauen, die eine vorbildliche Sozialisation im Bildungssystem durchlaufen haben und somit auch optimale Chancen auf dem deutschen Arbeitsmarkt hätten“, führt Warrach weiter aus. „Sie haben hier alles erreicht und fühlen sich – so scheint es – doch nicht dazugehörig.“

Fragen, auf die Statistiken keine Antworten geben

Um die Motive zu erforschen, führte Warrach Interviews mit acht Auswandererinnen, die sie unter anderem über die Goethe-Institute in der Türkei gefunden hat. Dort gibt es regelmäßige Treffen für sogenannte Rückkehrer. Doch kann man in ein Land zurückkehren, in dem man selbst nie gelebt hat? Um das herauszufinden, reiste Warrach selbst in die Türkei. Für ihren Forschungsaufenthalt hat sie ein Reisekostenstipendium vom Global South Studies Center bekommen. Als die Kölner Doktorandin im August in Istanbul landet, läuft dort gerade die heiße Phase des Wahlkampfs um das Präsidentenamt. Nach den ersten Interviews geht es von dort aus weiter nach Izmir, wo sie sich mit Burcu Pekmezci trifft. Pekmezci ist als Tochter türkischer Einwanderer in Ingolstadt geboren. Im Gegensatz zu den meisten anderen befragten Frauen ist die heute 36-Jährige schon direkt nach ihrem Abitur für ein Studium in die Türkei gegangen.

„Meine Eltern wollten schon immer zurück in die Türkei. Es hieß dann bei uns ständig, dass wir in zwei bis drei Jahren wahrscheinlich umziehen, aber diese zwei bis drei Jahre kamen nie. Jedes Mal kam etwas dazwischen. Ich wollte im Ausland studieren. Dafür hätte ich auch in ein anderes Land gehen können. Aber ich war neugierig, wie das Land ist, in dem meine Eltern aufgewachsen sind und ich wollte diese Kulturhälfte, mit der ich selbst aufgewachsen bin, kennenlernen. Eines Morgens bin ich schließlich aufgestanden und habe mir gesagt, dass ich es mit dem Studium in der Türkei ausprobieren werde.“

Die Doktorandin verwendet einen biografisch-narrativen Forschungsansatz für ihre Arbeit vor Ort. Die Lebensgeschichten der interviewten Frauen bilden den Datensatz, den sie in den kommenden Monaten auswerten wird. Über die individuellen Biografien versucht sie herauszufinden, warum die Frauen ausgewandert sind, inwieweit hierbei Fremderfahrungen entscheidend waren und schließlich auch, um welche Form von Migration es sich dabei eigentlich handelt. Solche Fragen lassen sich nicht allein mit Hilfe von Statistiken klären. Erst durch qualitative Interviews erhalten Migrationsforscher ein präzises Bild spezifischer Auswanderergruppen.

Während der Gespräche war es der Doktorandin wichtig, den Erzählfluss nicht zu

stören. Nachdem sie den Frauen in einem sogenannten Erzählstimulus das Anliegen ihrer Forschungsarbeit vermittelt hatte, sollten sie ihren persönlichen Bildungs- und Lebensweg bis zu ihrer momentanen Situation schildern. Dabei überließ sie ihnen selbst die Entscheidung, an welcher Stelle sie mit ihrer Geschichte beginnen wollten. „Es gab kein Richtig oder Falsch und auch so gut wie keinen Zeitdruck“, sagt Warrach. „Die meisten fingen ihre Erzählung mit dem Umzug von Deutschland in die Türkei an.“

Türkin in Deutschland – Deutschländerin in der Türkei

Die Gespräche brachten zum Vorschein, dass vor allem eine persönliche Verbundenheit mit dem Land die Frauen zur Auswanderung motivierte: ein Partner in der Türkei, Sehnsucht nach der Region, in der sie viele Ferien verbracht hatten, oder einfach Neugier. Zwei Frauen gaben sogar an, dass ihre komplette Zeit in Deutschland nur eine Vorbereitung auf das Leben in der Türkei gewesen sei. Keine der Befragten ist jedoch gezielt für einen bestimmten Job in die Türkei gezogen. Der in Literatur und Medien oft erwähnte Brain Drain lässt sich damit zumindest in diesem Fall nicht bestätigen, wie Warrach betont: „Die Job-situation in der Türkei ist scheinbar nicht so gut wie ihr Ruf. Alle acht befragten Frauen haben gesagt, dass sie in Deutschland einen Arbeitsplatz zu besseren Bedin-

gungen hätten finden können“. Obwohl das Arbeitsleben für die Frauen nicht ausschlaggebender Grund zur Auswanderung war, dürften die beruflichen Perspektiven zu diesem großen Schritt zumindest beigetragen haben. Denn laut Angaben der befragten Frauen gelten Menschen aus Deutschland in der Türkei als sehr gut ausgebildet und profitieren zudem von ihren Deutschkenntnissen. Beruflich haben die befragten Frauen auch alle mit Deutschland oder der deutschen Sprache zu tun.

Zunächst hatte Warrach für ihre Doktorarbeit den Untertitel „Fremderfahrungen als Türkin in Deutschland und als Almanci in der Türkei“ vorgesehen. Almanci bedeutet übersetzt Deutschländer und gilt in der Türkei meist eher als abfällige Bezeichnung. Doch ihre Forschungsreise zeigte, dass die Frauen so gut wie keine Fremderfahrungen erlebt hatten. Das Wort „fremd“ taucht in keinem Interview auf. Trotzdem verlief die Auswanderung nicht immer ohne Schwierigkeiten, wie das Gespräch mit Burcu Pekmezci zeigt.

„Als ich dann in die Türkei zurückgekommen bin, hatte ich ein Sprachproblem. Manchmal benutzen sie dort irgendwelche Fremdwörter, die aus dem Alttürkischen oder Arabischen kommen und man weiß nicht, was sie wollen. Wenn man dann zwei, dreimal das Gleiche nachfragt, dann werden die ungeduldig. [...] Es ist auch etwas Anderes, weil man unbewusst sehr

viel mit Deutschland vergleicht. Beim Essen, beim Ausgehen, den Verkehr, Kleidung, Musik. In wirklich jeder Hinsicht vergleicht man ganz unbewusst. Manchmal kann das natürlich falsch aufgefasst werden. Es wirkt dann für die Anderen so, als wolle ich angeben. Das habe ich deshalb mit der Zeit gelassen und vergleiche seitdem lieber nur in Gedanken.“

Wurzelmigration – ein in der Forschung bisher kaum verwendeter Terminus

Migration ist nicht gleich Migration. Ein zentrales Anliegen der Migrationsforschung ist es, verschiedene Formen von Ein- und Auswanderung zu definieren. In der Presse ist häufig von Remigration die Rede, wenn es um junge türkischstämmige Menschen geht, die in das Land ihrer Eltern auswandern. Remigration trifft das von Warrach untersuchte Phänomen jedoch nicht, denn selbst wenn die Migrantinnen einen türkischen Pass besitzen, bleibt die Türkei ein Land, in dem sie zuvor nie gelebt haben. In diesem Kontext wird der Begriff in der Regel als Notlösung verwendet, da eine geeignetere Bezeichnung bislang fehlt. Immer häufiger taucht zudem der Begriff Transmigration auf. Dies ist ein sehr weiter Begriff, der einen deutlich größeren Definitionsspielraum zulässt. Kurz gesagt steht er für einen häufigen Wohnortwechsel von Migrantinnen und Migranten, die



Burcu Pekmezci's Eltern kamen als Gastarbeiter aus der Türkei nach Deutschland. Sie selbst ging für ein Studium in die Türkei – und blieb anschließend.

Burcu Pekmezci's parents came as guest workers from Turkey to Germany. She went to Turkey during her studies – and decided to stay.

ihren Lebensmittelpunkt gleichzeitig über nationale Grenzen hinweg aufrechterhalten. Viele türkische Einwanderer haben sich in den letzten Jahrzehnten eine entsprechende Infrastruktur aufgebaut, die ihnen so eine Lebensform ermöglicht. Transmigration ist somit keine ganz abwegige Bezeichnung und führt gleichzeitig weg vom einstigen Schubladendenken. Die befragten Frauen haben ihren Lebensmittelpunkt jedoch ganz klar in der Türkei. Warrach findet beide Begriffe nicht passend und bezeichnet den von ihr untersuchten Migrationsprozess stattdessen lieber als Wurzelmigration – ein in der Forschung bisher kaum verwendeter Terminus. Die Schweizer Sozialanthropologin Susanne Wessendorf prägte den Begriff „roots migration“ in einer Forschungsarbeit über Schweiz-Italiener, die nach Italien in den Heimatort ihrer Eltern auswanderten. Parallelen zu der von Warrach untersuchten Gruppe sind nicht zu übersehen. „Ich hab den Begriff Wurzelmigration herausgearbeitet, indem ich die Begriffe Transmigration und Remigration gegenübergestellt habe“, erklärt Warrach. „Mit diesem neuen Begriff versuche ich, die Lücke zu füllen, die bei den genannten Termini entsteht.“

„Es sind die Wurzeln meiner Eltern“

Burcu Pekmezci lebt nun schon seit über 17 Jahren in der Türkei. Sie kann sich vorstellen, eines Tages zurück nach Deutschland oder in ein anderes Land zu ziehen. Konkrete Pläne hat sie aber noch nicht. Als während des Interviews Begriffe wie Rückkehrer und Wurzelmigration ins Gespräch kommen, reflektiert sie über ihre eigene Geschichte und die Geschichte ihrer Eltern:

„Der Begriff Rückkehrer trifft auf mich nicht zu, da ich erstmalig ausgewandert bin. Deutschland war bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr meine Heimat. Rückkehrer ist ein Begriff, der auf meine Eltern zutrifft. [...] Es sind die Wurzeln meiner Eltern. Ich habe mich so heimisch gefühlt in Deutschland, dass ich sagen kann, zwei Wurzeln zu haben: die eine in Deutschland und die andere in der Türkei – meine beiden Seiten eben. Der Begriff ‚zweite Heimat‘ drückt es besser aus.“

Welchen Begriff Nora Warrach in ihrer Arbeit verwenden wird, lässt sie noch offen.

Momentan ist sie noch mit der Auswertung der Interviews beschäftigt. Klar ist für sie aber schon jetzt, dass es ein sehr spezielles Phänomen der Migrationssoziologie ist. Denn im Endeffekt handelt es sich hierbei auch um einen Kontrast zur Generation der Gastarbeiter: „Die Eltern der befragten Frauen, sind mit vergleichsweise geringer Bildung nach Deutschland eingereist, um möglichst viel Geld zu verdienen“, sagt Warrach. „Die Töchter drehen den Spieß nun um und gehen mit einer hohen Bildung in ein Land, in dem sie nicht unbedingt die besseren Berufsaussichten haben.“

logne focuses on this development in her thesis. The migration sociologist explores in her dissertation the question why female academics of Turkish origin emigrate from Germany to Turkey. "I am interested in the reasons why these women choose, of all places, the country of their parents as their emigration destination," says Warrach. Her research is in contrast to the mainstream of studies conducted to date on emigration to Turkey, which mainly concern men without academic training.

The group studied by the Cologne-based doctoral student forms a counterpoint to the standard cliché of Turkish women with headscarves, which still stands as a potent symbol of disintegration across large sectors of German society. "These are women who have received ideal socialisation via the educational system and hence would have had optimal opportunities on the German labour market", Warrach adds. "They have achieved everything here yet feel, it would seem, that they simply do not belong."

Questions which statistics alone cannot answer

To explore the motives, Warrach conducted interviews with eight female emigrants, many of whom she had found via the Goethe-Institute in Turkey. Many "returnees" use the Institute as a meeting place. But can people return to a country in which they themselves have never lived? To find out, Warrach herself travelled to Turkey. She received a travel grant from the Global South Studies Centre to conduct her research in Turkey. When the doctoral student from Cologne landed in Istanbul in August, the election campaign for the presidency was in its peak phase. After the first interviews, she went on from there to Izmir, where she met with Burcu Pekmezci. Pekmezci was born as the daughter of Turkish immigrants in Ingolstadt. Unlike most of the other women interviewed, the 36-year-old went to study in Turkey straight out of high school.

"My parents always wanted to return to Turkey. We were always saying we would move in two to three years, but

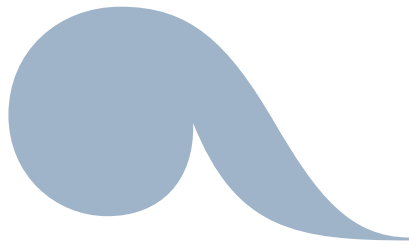
of course the 'right time' never came. Every time something came up. I wanted to study abroad. I could of course have gone to another country. But I was curious to get to know the home country of my parents and I wanted to get acquainted with this half of the culture with which I had grown up. One morning I got up and decided to try it out by studying in Turkey."

The doctoral student used a biographical-narrative research approach for her work in Turkey. The life stories of the women interviewed form the database that she will evaluate in the coming months. Using the various biographies, she is trying to find out why the women emigrated, to what extent outside experience was crucial and, finally, to determine what kind of migration she is dealing with. Such questions cannot be answered using statistics alone. It is only when they use qualitative interviews that migration researchers can obtain an accurate picture of specific emigrant groups.

During the discussions, it was important that the doctoral student did not disturb the narrative flow. After she had outlined the nature of her research to the women in a so-called narrative stimulus, they were asked to describe their education and the way their life had been shaped up to their current situation. She left it up to them to decide where they wanted to begin their story. "There was no right or wrong and more or less no time pressure," says Warrach. "Most of them began their story with the relocation from Germany to Turkey."

Turkish woman in Germany – German woman in Turkey

The discussions revealed that usually some form of personal attachment to the country motivated the women to emigrate: a partner in Turkey, a longing for the country in which many had spent a vacation or simply curiosity. Two women even went as far as to say that they believed the whole time they spent in Germany was simply a preparation for living in Turkey. None of the respondents came to Turkey to do a specific job. The brain drain often referred



Docu-soaps such as *Goodbye Deutschland* tell the stories of those who dared turn their backs on Germany for an adventure in the wide world: as a holiday resort owner in America, doctor in Scandinavia or bartender in Mallorca. Three different ways to live, all of which the public like to see. But a look at the statistics reveals that there is one country further up in the hierarchy of the top emigration destinations, and that country is Turkey. In the past that is where most immigrants came from, but since 2006 more people are leaving Germany for Turkey every year than the other way around.

Nora Warrach from the Institute for Comparative Educational Research and Social Sciences of the University of Co-

to in literature and in the media cannot be confirmed in this case, as Warrach emphasises: “The job situation in Turkey is apparently not as good as its reputation. All eight women interviewed said that they could have found a job with better conditions in Germany”. Although work was not the decisive reason the women emigrated, the employment prospects did contribute in some way to the big step they took. According to the women interviewed, people from Germany are considered to be very well educated in Turkey and they also benefit from their knowledge of the German language. And the work all the women interviewed do has a connection with Germany or with the German language.

Initially, Warrach had chosen the subtitle for her doctoral thesis “The foreign experience – a Turkish woman in Germany, an Almanci in Turkey”. Almanci means German and is mostly used in Turkey as a derogatory term. But her research in Turkey revealed that the women had rarely experienced “foreignness”. The word “foreign” did not appear in any interview. Nonetheless, the emigration did not always go smoothly, as the conversation with Burcu Pekmezci indicated.

“When I came back to Turkey, I had a problem with the language. Sometimes they use foreign words from Old Turkish or Arabic and you do not know what is they are talking about. If you keep asking people what they mean, they become impatient. [...] You also experience it as something different, because unconsciously you’re always comparing things with Germany. When you’re eating, going out, thinking about transport, clothes, music. You’re always comparing, unconsciously of course. This can lead to false interpretations. Other people often think I’m

showing off. So I’ve learnt to stop doing it, or just do it in my head.”

Roots migration – terminology little used in research to date

Migration is not just migration. A central goal of migration research is to define the various forms of immigration and emigration. The press often refers to re-migration when talking about young people of Turkish origin who emigrate to the country of their parents. However, re-migration does not really describe the phenomenon examined by Warrach, because even though the female migrants have a Turkish passport, Turkey remains a country in which they have never lived before. The term is actually used as a makeshift as there is no more appropriate alternative. Increasingly, the term transmigration is also being used. This is a very broad term with a very wide definition range. In short, it denotes a frequent change of residence by migrants, who simultaneously base their life in different places in different countries. Many Turkish immigrants have built up an infrastructure in recent years that allows them to live their lives like this. Transmigration is therefore actually quite an apposite term and leads the discussion away from the stereotyped thinking which has governed it up to now. However, the women interviewed do clearly have their centre of life in Turkey. Warrach believes neither term is really suitable. Instead she designates the migration process she has studied as roots migration – a term hardly used in research so far. The Swiss social anthropologist Susanne Wessendorf coined the term “roots migration” in a research paper on Swiss-Italians who had emigrated to the home of their parents in Italy. There are clear parallels between the Swiss group and the group studied by Warrach. “I arrived at the term roots migration by

contrasting the terms transmigration and re-migration,” explains Warrach. “Using this new term I’m trying to fill the gap between the two standard terms.”

“These are the roots of my parents”

Burcu Pekmezci has now been living for over 17 years in Turkey. She can imagine moving back to Germany one day, or even moving on to another country. But she has no concrete plans yet. When terms such as returnee and roots migration arose in the course of the conversation she began to reflect on her own story and the story of her parents:

“The term returnee does not apply to me, since I have emigrated for the first time. Germany was my home until I was twenty. Returnee is a term that would apply to my parents. [...] They are the roots of my parents. I felt so much at home in Germany that I can say that I have two roots: one in Germany and the other one in Turkey – there are two sides to me. The term ‘second homeland’ expresses it better.”

Nora Warrach has still not decided what term she will use in her thesis. Currently, she is still analysing the interviews. But it is already clear to her that she is dealing with a very special phenomenon within migration sociology. It targets a situation in total contrast to the guest worker generation: “The parents of the women interviewed came to Germany with relatively little education to earn as much money as possible,” says Warrach. “The daughters now turn that on its head. They have a high level of education and go to a country where they do not necessarily have better job prospects.”



Einzelfahrschein

Erwachsene

INVG

KVB

Von Brückenkopf

€ 1,53

DM 3,00

Linie 20 / R

5073





Mietvertrag nur für Deutsche?

Der Kölner Soziologe Prof. Dr. Clemens Kroneberg hat die Gründe für eine ethnische Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt untersucht.

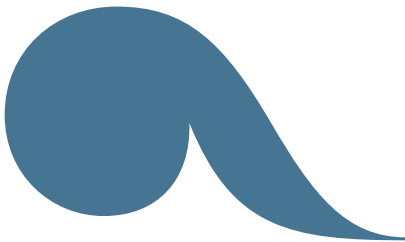
Tenancy agreement just for Germans?

Cologne sociologist Professor Clemens Kroneberg has investigated the reasons for ethnic discrimination in the housing market.

Merle Hettesheimer

Haben Migranten in Deutschland schlechtere Karten bei der Wohnungssuche? Eine Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt lässt sich schwer beweisen, da viele vordergründige Aspekte für einen deutschen Mitbewerber sprechen können. Der Soziologe Prof. Dr. Clemens Kroneberg konnte in einer gemeinsam mit Kollegen der Universität Mannheim durchgeführten Studie zeigen, ob und wie Vermieter den Migrationshintergrund eines Bewerbers in ihre Entscheidung einbeziehen.

Do immigrants in Germany find it harder to get apartments? Discrimination in the housing market is difficult to prove, as many superficial aspects could induce landlords to prefer Germans. In a study jointly conducted with colleagues from the University of Mannheim, sociologist Professor Clemens Kroneberg was able to show whether and how landlords factor the immigration background of an applicant into their decision.



In Deutschland gibt es nur wenig Forschung darüber, ob eine ethnische Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt besteht. Zu welchem Ergebnis kommt Ihre Studie?

Anders als in den USA gibt es in Europa in der Tat nur eine Handvoll Studien, die ethnische Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt untersuchen. Das Besondere an unserer Studie ist dabei, dass sie nicht nur zeigt, dass ethnische Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt tatsächlich besteht, sondern auch die Mechanismen zu entschlüsseln hilft, durch die Diskriminierung zustande kommt.

Können Sie das Design der Studie kurz erläutern?

Wir haben Testpersonen auf mehr als 800 Immobilieninserate im Raum Mannheim und Ludwigshafen anrufen lassen. Dabei haben wir drei Faktoren zufällig variiert. Die Anrufer hatten einen deutschen oder türkischen Namen und die Anrufer mit türkischem Namen sprachen mit oder ohne ausländischen Akzent. Außerdem gab ein Teil der Wohnungsinteressenten an, aus beruflichen Gründen in die Stadt

zu ziehen. Gemessen haben wir, ob ein Anrufer zu einem Besichtigungstermin eingeladen wurde. Die Idee bei derartigen Audit-Studien ist, dass man Paare von Bewerbern anrufen lässt, die sich in einem oder mehreren ausgewählten Merkmalen unterscheiden. Werden die Personengruppen systematisch ungleich behandelt, ist das ein vergleichsweise starker Nachweis von Diskriminierung.

Laut Ihrer Studie werden türkische Migranten nicht diskriminiert, solange sie akzentfrei Deutsch sprechen. Mit Akzent sind sie aber auf dem Wohnungsmarkt benachteiligt. Wie erklären Sie diese Ergebnisse?

Man muss dazu sagen, dass wir nicht den gesamten Prozess vom Anruf bis zur Wohnungsübergabe untersuchen konnten. Wir konnten feststellen, dass türkischstämmige Bewerber zunächst einmal nicht benachteiligt wurden, sofern sie ohne Akzent sprachen. Das ist aber nur beim ersten Anruf der Fall. Im späteren Bewerbungsprozess können sie durchaus noch Diskriminierungen erfahren. Hatten die Bewerber einen Akzent, wurden sie bereits bei der Vergabe des Besichtigungstermins benachteiligt.

Das heißt: Sprache spielt zumindest beim ersten Kontakt eine Rolle...

Das Ergebnis deutet darauf hin, dass Sprache in der Tat eine große Rolle spielt. Dabei kann die Sprache ein Signal für andere unbekannte Merkmale der Bewerber sein, auf die die Vermieter beziehungsweise

Makler schließen. Zu diesen Merkmalen gehört die Lebensweise, also die kulturelle Anpassung eines Bewerbers. Sprache ist in dem Fall ein Signal für die kulturelle Nähe oder Distanz. Ein Akzent kann auch ein Signal für die Bildung oder Berufstätigkeit eines Bewerbers und damit letztlich für seine Zahlungsfähigkeit sein. Dies sind für Vermieter besonders relevante und durchaus legitime Kriterien. Diese Argumentation entspricht theoretisch dem Modell der statistischen Diskriminierung: Die Vermieter schließen von einem beobachtbaren auf ein nicht beobachtbares Merkmal. Da sich Zahlungsfähigkeit und Sicherheit von Mietzahlungen nicht direkt beobachten lassen, werden Erwartungen auf der Basis von beobachtbaren Merkmalen gebildet. Und zu denen zählt eben auch der Sprachakzent.

Sie haben in der Studie noch eine zweite Theorie erwähnt: die taste-based-Diskriminierung. Was beinhaltet dieser Ansatz?

Wenn man das in die Alltagssprache übersetzen würde, wäre die taste-based-Diskriminierung so etwas wie Ausländerfeindlichkeit. Sie hat eine hohe emotionale Komponente. Mit der statistischen Diskriminierung lassen sich Vorurteile erklären: Personen schließen von einem beobachtbaren auf ein vermutetes Merkmal. Sie treffen Annahmen darüber, wie häufig in bestimmten Gruppen Merkmale auftreten, die für sie selbst wichtig sind. Menschen, die statistisch diskriminieren, haben nichts gegen Ausländer, sondern – im





vorliegenden Fall – gegen Mieter, die ihre Miete nicht zahlen.

Wie hat sich der Hinweis auf eine Berufstätigkeit auf die Entscheidung der Vermieter ausgewirkt?

Anrufer mit türkischem Akzent wurden zwar im Durchschnitt seltener eingeladen, der Unterschied zu den deutschen Anrufern reduzierte sich aber etwa um die Hälfte, wenn sie im ersten Satz mitteilten, dass sie aus beruflichen Gründen umzogen. Das spricht dafür, dass zumindest dieser Teil der Benachteiligung auf eine statistische Diskriminierung zurückzuführen ist. Die Vermieter vermuten offensichtlich, dass bei weniger integrierten türkischen Bewohnern eher mit Mietzahlungsschwierigkeiten zu rechnen ist. Wenn es aber Signale gibt, die diesem Vorurteil widersprechen, nämlich dass der Bewerber berufstätig ist, erhöht sich die Bereitschaft, ihn einzuladen. Ein Teil der Diskriminierung scheint also nicht auf Ausländerfeindlichkeit zu beruhen. Interessant ist allerdings – und damit haben wir vorher nicht gerechnet – dass es bei den deutschen Anrufern einen umgekehrten Effekt gab...

...dass die Information, wegen eines Jobs umzuziehen, von Nachteil war.

Deutsche, die angaben, aus beruflichen Gründen umzuziehen, wurden im Schnitt

seltener zu einem Besichtigungstermin eingeladen. Wir können das nur im Nachhinein interpretieren und es wären weitere Studien nötig, um diese Interpretation zu prüfen.

Was könnte der Grund für diesen negativen Effekt sein?

Da es sich zum Zeitpunkt des Anrufs um eine sehr frühe Phase der Vergabe einer Mietwohnung handelt, gibt es aus Vermietersicht kaum einen Grund, den Kreis der Interessenten unnötig einzunengen. Man lädt interessierte Anrufer einfach zu einem Besichtigungstermin ein. Davon profitieren alle Anrufer, die nicht irgendwie auffallen. Zu denen zählen in unserer Studie nicht nur die Bewerber mit deutschem Namen sondern auch die mit türkischem, sofern sie akzentfrei sprechen. Sobald ein Bewerber in irgendeiner Hinsicht auffällt, zum Beispiel einen ausländischen Akzent hat, wird die Zusage-routine gestört. Das ist anscheinend auch der Fall, wenn Bewerber in dieser frühen Bewerbungsphase unnötig Informationen über sich preisgeben. Der Hinweis, aus beruflichen Gründen umzuziehen, könnte Vermieter vermuten lassen, dass die Person besonders sprunghaft ist und schnell wieder auszieht. Oder dass der Bewerber diese Information strategisch einbringt.

Und warum wirkt es sich ausgerechnet auf Bewerber mit ausländischem Akzent positiv aus, wenn sie angeben berufstätig zu sein?

Bei Bewerbern mit Akzent ist die Routine ohnehin schon gestört. Innerhalb des ausgelösten Reflektionsprozesses ist der zusätzliche Hinweis auf eine Berufstätigkeit dann eher ein positives Signal. Diese Interpretation stützt sich auf die sozialpsychologischen Zwei-Prozess-Theorien: Demnach verhalten wir uns in den meisten Fällen weitgehend spontan und unbedacht. Wenn aber etwas Unerwartetes oder Wichtiges geschieht, werden Reflektionsprozesse angestoßen, in denen die Informationen anders verarbeitet werden. Bei der Vergabe von Besichtigungsterminen sagen Vermieter spontan Termine zu, es sei denn, die Routine wird gestört.

Ihre Studie baut auf Diskriminierungsstudien zum Thema Arbeitsmarkt auf. Worin unterscheiden sich Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt und auf dem Wohnungsmarkt?

Auf dem Arbeitsmarkt können Bewerber prinzipiell Anstrengungen unternehmen, das Risiko diskriminiert zu werden zu verringern, indem sie in ihr Humankapital, also in eine gute Ausbildung, investieren oder eine besondere Arbeitsmotivation und Engagement an den Tag legen. Man

denke an Einstellungstests oder Assessment Center. Der Wohnungsmarkt bietet so etwas eher nicht: Vermieter möchten, dass Mieter ihre Miete zahlen und möglichst wenig Probleme bereiten. Diesem Kriterium können erst einmal sehr viele Menschen genügen und Bewerber können es nicht übererfüllen. Hinzu kommt, dass der Wohnungsmarkt alles andere als ein Wettbewerbsmarkt ist und deshalb Spielraum für Diskriminierung bietet. Vermieter können sich erlauben, Personenkreise von vornherein aus dem Bewerberpool auszuschließen oder „schlechtere“ Bewerber zu akzeptieren, die aber ihren Vorstellungen entsprechen. Das ist auf dem Arbeitsmarkt nicht ohne weiteres möglich: In perfekten Wettbewerbsmärkten wäre eine taste-based-Diskriminierung bei der Einstellung, also eine Diskriminierung aufgrund von Ausländerfeindlichkeit, langfristig nicht stabil. Unternehmen würden sich gegen Konkurrenten schlechter stellen, da sie im Durchschnitt weniger produktive Bewerber akzeptieren müssten.

Kann man daraus auch schließen, dass in Städten mit einem höheren Wettbewerb weniger Diskriminierung stattfindet? Und wäre das eine Erklärung für regionale Unterschiede, etwa zwischen West- und Ostdeutschland?

Wenn der Wettbewerb zwischen Vermietern groß ist, es also ein Überangebot an Mietobjekten gibt, ist tendenziell weniger Diskriminierung zu erwarten. Das würde dann etwa für den Großteil der ostdeutschen Immobilienmärkte gelten. Eine andere Frage ist natürlich, welche Einstellungen Vermieter haben, und da gibt es sicherlich auch regionale Unterschiede. Andererseits weiß man aus sozialpsychologischen Studien, dass Einstellungen nicht immer dem Verhalten entsprechen. Selbst wenn ich also als Vermieter Vorbehalte gegen die Angehörigen einer bestimmten Minderheit habe, kann es dennoch sein, dass ich sie als Mieter akzeptiere.

Für die Studie haben Sie ja die beiden Städte Mannheim und Ludwigshafen ausgewählt...

...was zum einen praktische Gründe hatte. Zum anderen kennzeichnet beide Städ-

te, dass sie einen hohen Ausländeranteil haben und industriell geprägt sind. Bewerber mit türkischem Migrationshintergrund sind hier etwas Alltägliches. Dabei muss man jedoch berücksichtigen, dass der Wohnungsmarkt in den von uns untersuchten Städten nicht so angespannt ist wie beispielsweise in Köln oder München. Hier wäre demnach eher noch mit einer stärkeren Diskriminierung zu rechnen.

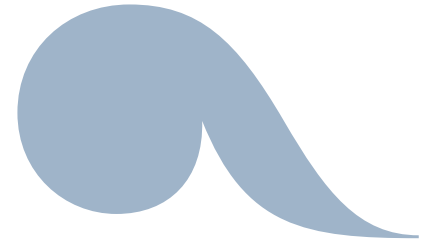
Welche Auswirkungen hat dann die ethnische Diskriminierung auf Städteentwicklungen?

Man weiß von Seiten der Forschung noch nicht genug, um das für Deutschland belastbar abschätzen zu können. Wenn es von Seiten der Immobilienmakler zu Diskriminierungen kommt, kann man allerdings mit starken Effekten rechnen, etwa auf die ethnische Segregation. Immobilienmakler sind allein aufgrund der Menge der von ihnen vermittelten Wohnungen mächtige Player in diesem Markt. Sie treffen mitunter eine bestimmte Vorauswahl, um ihren Auftraggebern „attraktive“ Bewerber zu präsentieren – wohlgerne ohne dass die eigentlichen Vermieter selbst diese Vorurteile haben müssen.

Haben sich die sozialen Grenzen in Deutschland über die letzten, sagen wir drei Jahrzehnte eigentlich verändert?

Das ist schwierig zu beantworten, weil sich natürlich auch der politische Diskurs gewandelt hat. Daher weiß man bei einer direkten Befragung über die Wahrnehmung bestimmter Gruppen nicht, ob man tatsächliche Veränderungen misst oder es mit vermeintlichen Veränderungen im Sinne der political correctness zu tun hat. Was man sagen kann ist, dass es auf einer Reihe von objektiven Indikatoren Angleichungsprozesse zwischen Mehrheit und Minderheiten gibt – in Deutschland wie auch in den meisten Ländern. So haben wir zum Beispiel in einer Studie festgestellt, dass türkischstämmige Jugendliche in Deutschland durchschnittlich ein sehr viel konservativeres Frauenbild haben als in Schweden. Das liegt daran, dass auch die einheimischen Bevölkerungen sehr unterschiedlich sind, die deutsche Bevöl-

kerung ist hierbei viel konservativer als die schwedische. Entsprechend vertreten auch die türkischstämmigen Jugendlichen in Schweden egalitäre Geschlechterrollen. Es gibt also unterschiedliche Bezugspunkte und Normen, an die im Generationenverlauf eine Annäherung stattfindet.



In Germany there is very little research on whether there is ethnic discrimination in the housing market. What was the conclusion of your study?

Unlike in the USA, in Europe there are in fact only a handful of studies which have investigated ethnic discrimination in the housing market. What is special about our study is that it not only demonstrates that ethnic discrimination does actually exist in the housing market, but it also provides the mechanisms to decipher how this discrimination comes about.

Would you please briefly describe the design of the study?

We had calls placed by more than 800 test subjects in the Mannheim and Ludwigshafen areas answering apartment listings. In these, we randomly varied three factors. The callers had either a German or a Turkish name, and the callers with Turkish names spoke either with or without a foreign accent. Furthermore some of the would-be tenants stated employment reasons for moving to the city. We measured whether callers were invited to an apartment viewing or not. The concept behind this type of audit study is to have pairs of applicants place calls who differ in one or more of the selected features. If these groups of callers are treated unequally,

then that provides comparatively strong evidence of discrimination.

According to your study, Turkish immigrants are not discriminated against as long as they speak accent-free German. However, if they speak with an accent then they are discriminated against in the housing market. How do you explain these results?

It must be said that we could not investigate the entire process from initial call right through to handover of the apartment. We could determine that applicants of Turkish origin were not initially discriminated against, as long as they spoke without an accent. That is, however, only the case with the initial call. Later in the application process they may well still face discrimination. If the applicants had an accent, they were already disadvantaged in obtaining a viewing.

That means: language plays a role, at least during the initial contact.

The result indicates that language does indeed play a large role. Language can be a signal for other unknown features of the applicant on which the landlord or letting agent bases his or her decision. These features include lifestyle as an indication of the cultural suitability of an applicant. In this case, language is an indicator of cultural proximity or distance. An accent can also be an indicator of the applicant's education or profession and ultimately, therefore, of the ability to pay the rent. For landlords, these are particularly relevant and thoroughly legitimate criteria. Theoretically, this reasoning corresponds to the model of statistical discrimination: Landlords substitute an observable feature to reach a conclusion for a non-observable feature. Since ability to pay the rent cannot be directly observed, expectations are formed on the basis of observable features. And, of course, accented language is one of these.

In the study, you have also made reference to a second theory: taste-based discrimination. What is this approach? In everyday language, taste-based discrimination is basically what we call xenopho-

bia. It has a highly emotional component. Prejudices can be explained by statistical discrimination: People substitute an observable feature to reach a conclusion for a suspected feature. They make assumptions about how frequently in certain groups features occur which are important to themselves. People who discriminate statistically do not hold anything against foreigners: rather – as in our current example – they are against tenants who do not pay their rent.

How was the landlord's decision affected by an indication that the applicant was in employment?

Callers with a Turkish accent were indeed invited on average less often, but the difference to the German callers was reduced by about 50 per cent when they mentioned in the first sentence that they were moving for employment reasons. This would suggest that at least this element of the disadvantage is due to statistical discrimination. The landlords obviously assume that difficulties with rental payments are more likely with less well integrated Turkish tenants. But if there are signs that contradict this prejudice, namely that the applicant has a job, then the willingness to invite him or her increases. It appears, therefore, that an element of the discrimination is not based on xenophobia. Incidentally, it is interesting – and we didn't reckon with this in advance – that the reverse was true for German callers.

Information about moving due to a job was a disadvantage.

Germans who said they were moving for employment reasons were on average invited less often to a viewing. We can only interpret this retrospectively and further studies would be required to verify such an interpretation.

What could be the reason for this negative effect?

Since the call is at a very early stage in the letting of an apartment, from a landlord's perspective there is no real reason to unnecessarily restrict the circle of potential tenants. Interested callers are invited to a viewing. All callers who don't stand

out in some way profit from this. In our study these included not only the applicants with German names, but also those with Turkish names, as long as they spoke without an accent. As soon as an applicant stands out in some way, for instance by having a foreign accent, the normal routine is disturbed. This would also seem to be the case if at this early stage of the application process the applicant provides unnecessary information about himself or herself. An indication that an applicant is moving for employment reasons could give landlords the idea that the person is particularly volatile and will quickly move out again. Or it could suggest some strategic intent behind the applicant's introduction of this information.

And why is it so positive for applicants with a foreign accent to say they are in employment?

For applicants with a foreign accent the routine is already disturbed anyway. Within the whole reflection process, the additional information about employment is then more likely to be a positive signal. This interpretation is based on the social psychological two-process theory: According to this, we usually conduct ourselves on the whole spontaneously and unthinkingly. But if something unexpected or important happens, thought processes are initiated in which information is processed differently. When allocating viewings, landlords spontaneously agree to appointments, unless the routine is disturbed.

Your study builds on discrimination studies conducted on the employment market. What are the differences between discrimination in the employment market and in the housing market?

In the employment market, applicants can take steps to reduce the risk of being discriminated against by investing in their human capital, i.e. in good education and training, or by displaying a particular motivation and commitment. Think of aptitude tests or assessment centres. The housing market is different. Landlords want tenants to pay their rent and cause as few problems as possible. Many peo-

ple meet this requirement and applicants cannot say they can achieve it better than others. In addition, the housing market is anything but a competitive market and therefore provides sufficient leeway for discrimination. Landlords can afford to exclude groups of people from the pool of applicants or to accept “worse” applicants who do however meet their expectations. That is not readily possible in the labour market. In perfect competitive markets, taste-based discrimination at the time of recruitment, i.e. discrimination on the grounds of xenophobia, would not be sustainable. Companies would be placed in a worse position versus their competitors since they would on average have to accept less productive applicants.

Can one conclude from that that in towns with more competition there is less discrimination? And would that be an explanation for regional differences, for instance between western and eastern Germany?

Where the competition between landlords is fierce, i.e. where there is a glut of properties to be rented, there tends to be less discrimination. So that would apply to most of the property market in eastern Germany. It is another matter, of course, which attitudes landlords adopt, and here there are bound to be regional differences. On the other hand, we also know from social psychological studies that attitudes don’t always correspond to behaviour. Therefore, even if as a landlord I have prejudices against a particular minority, it could be that I still accept them as tenants.

For the study you chose Mannheim and Ludwigshafen...

...which I did for practical reasons. But both do have a large proportion of foreigners and are industrial in character. These towns have many applicants from a Turkish immigrant background. However, you also have to take into account that the housing market in the cities we investigated is not as tight as it is, for example, in Cologne or Munich. So you would sooner expect greater discrimination there.



What effect does ethnic discrimination have then on the development of cities?

From a research perspective, we do not yet know enough to make a reliable estimate for Germany. When property agents start to discriminate, it will certainly have strong effects, perhaps leading to ethnic segregation. Because they have so many apartments to let, property agents are powerful players in this market. Sometimes they do create short lists in order to present their clients with “attractive” applicants – but that of course does not mean the landlords themselves need to have these prejudices.

Have the social boundaries in Germany actually changed over the last three decades or so?

That is difficult to answer because the political discourse itself has also changed.

Therefore we don’t know from a direct survey of the perceptions of certain groups whether we are measuring actual changes or whether we are dealing with supposed changes influenced by political correctness. What one can say is that, on a set of objective indicators, assimilation processes are taking place between the majority and minorities – in Germany as in most countries. For example, we have determined from a study that youths of Turkish origin in Germany have on average a much more conservative view of women than is the case in Sweden. This is because the local populations are very different. Germans are much more conservative than Swedes. That is why youths of Turkish origin in Sweden endorse more egalitarian gender roles. So there are different reference points and standards, but over the generations there will be a convergence.

Soll ich oder soll ich nicht? Wie Männer und Frauen Entscheidungsfehler vermeiden

Should I or should I not? How men and women can avoid making the wrong decision

WiSo-Fakultät
Chair of
Microeconomics

Jeden Tag stehen wir vor hunderten Entscheidungen: Soll ich aufstehen oder kann ich noch ein paar Mi-

nuten liegen bleiben? Schaffe ich es noch über die Kreuzung, bevor die Ampel rot wird? Kann ich mir die teuren Schuhe leisten, oder nehme ich die reduzierten – auch wenn die mir nicht so gut gefallen? Oft passen unsere Möglichkeiten und Fähigkeiten nicht mit der getroffenen Entscheidung überein. Mal unterschätzen wir uns, wir hätten uns etwa doch die teuren Schuhe leisten können. Oder wir überschätzen uns, denn die Ampel war nicht mehr dunkelgelb, sondern ganz klar rot. In manchen Situationen können die Folgen fatal sein. Doch wer die Psychologie dahinter versteht, kann solche Entscheidungsfehler in vielen Fällen vermeiden. Für Männer und Frauen gelten hierbei allerdings unterschiedliche Regeln.

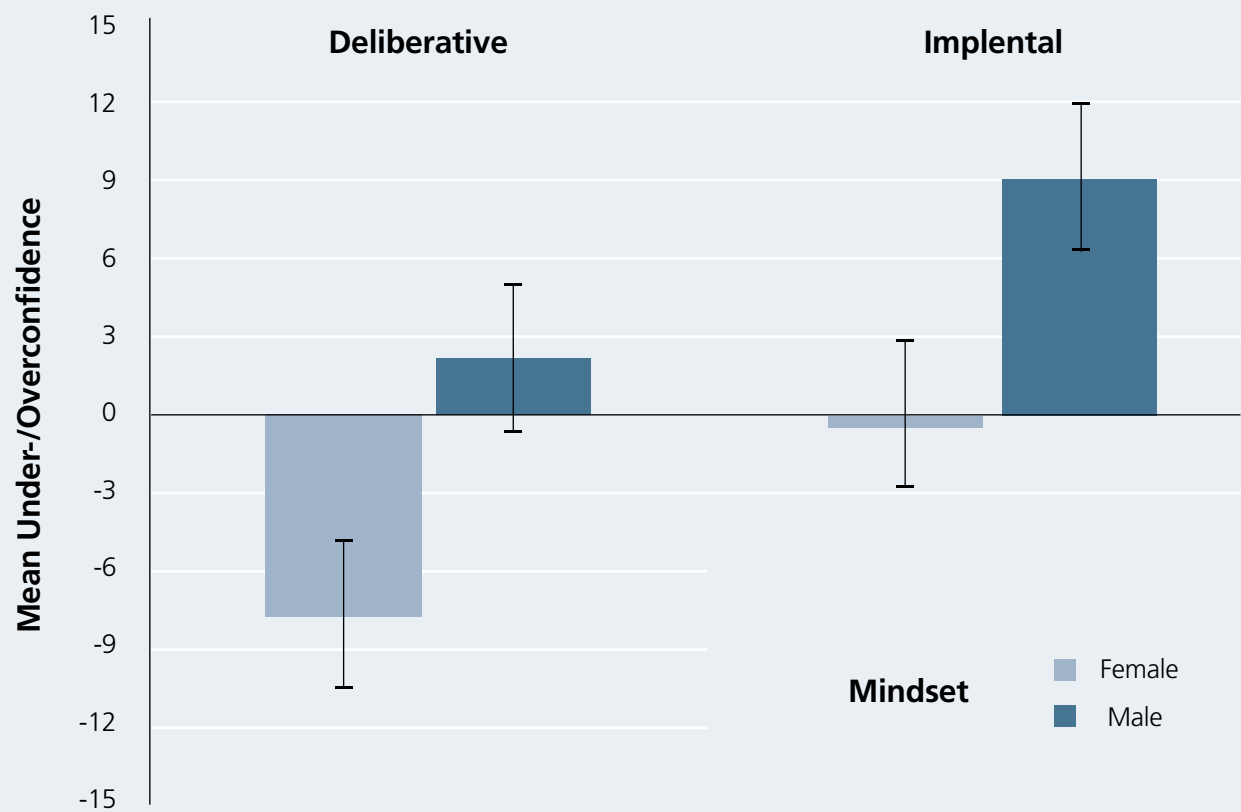
Die psychologische Forschung hat gezeigt, dass sich Männer gewöhnlich überschätzen, während Frauen sich eher unterschätzen. Die Kölner Sozialpsychologin Dr. Sabine Hügelschäfer hat nun untersucht, welche Rolle unterschiedliche Bewusstseinslagen hierbei spielen. Zusammen mit ihrer Kollegin Prof. Dr. Anja Achtziger von der Zeppelin Universität in Friedrichshafen hat sie herausgefunden, dass Männer ihre Fähigkeiten realistischer einschätzen, wenn sie sich in einer deliberativen Bewusstseinslage befinden. Das ist der Fall, wenn sie abwägen, ob sie einen bestimmten Schritt machen sollen oder nicht. Frauen hingegen unterschätzen sich in solchen Situationen stark. Sobald es jedoch in ei-

ner implementalen Bewusstseinslage darum geht, eine Aufgabe konkret zu planen, überschätzen Männer sich stark, während Frauen sich erst dann in ihren Fähigkeiten soweit bestärkt fühlen, dass sie sich realistisch einschätzen.

Die Ergebnisse lassen sich etwa an dem Beispiel eines geplanten Hauskaufs beschreiben: Ein Paar steht vor der Entscheidung, ob es einen so großen Schritt wagen soll. Zunächst überdenken beide die Vor- und Nachteile. Außerdem überlegen sie sich, wie wahrscheinlich eine ungeplante Situation wie Arbeitslosigkeit eintreffen kann. Während die Frau in diesem Fall zunächst eher vor den Risiken zurückschreckt, bewertet der Mann die finanziellen Möglichkeiten mit einer leichten Selbstüberschätzung. Im Vergleich liegt der Mann mit seiner Einschätzung jedoch deutlich näher an den tatsächlichen Möglichkeiten. Wenn sich beide schließlich für den Kauf entschieden haben, planen sie in einer zweiten Phase die konkreten Schritte, etwa wann der Umzug ins Eigenheim stattfinden soll, welche Finanzierung sich eignet und woran in Zukunft gespart werden muss. Die Studie von Hügelschäfer und Achtziger zeigt, dass in dieser planenden Bewusstseinslage sowohl bei Männern als auch bei Frauen Optimismus und Zuversicht höher sind als in der abwägenden Bewusstseinslage. Das führt bei Männern zu einer noch übertriebeneren Illusion von Kontrolle über Situationen, die sie real gar nicht haben. Bei Frauen dagegen hat es einen günstigen Effekt: Die vorherige Selbstunterschätzung wird dahingehend korrigiert, dass sie nun eine sehr realistische Entscheidung treffen können.

Frauen können dieses psychologische Phänomen zu ihrem Vorteil einsetzen. Wenn sie etwa kurz vor einem Bewerbungsgespräch eine kleine Planungsaufgabe lösen, bleiben sie noch einige Minuten in einer Bewusstseinslage, in der sie sich besser einschätzen und dadurch etwa selbstbewusster auftreten können. Aber auch wer ein Team für ein Projekt zusammenstellt, profitiert von den Erkenntnissen dieser Studie. Gerade in der Planungsphase sollten keinesfalls nur Männer vertreten sein, da es sonst schnell zu einer massiven Überschätzung der Ressourcen kommen kann. Selbst größere Katastrophen ließen sich so womöglich vermeiden, denn die systematische Selbstüberschätzung gilt mitunter sogar als Erklärung für Kriege und Finanzkrisen.

We face hundreds of decisions every day, such as: "Should I get up now or can I stay in bed for a few minutes more?" "Can I make it over the crossing before the lights change to red?" "Can I afford the expensive shoes or should I take those on sale – even though I don't like them as much?" The decisions we make often do not conform to our actual opportunities and abilities. Sometimes we belittle ourselves; we could have afforded the expensive shoes after all. Or we misjudge our options; the light wasn't on amber but was actually red. The consequences can be fatal in some situations, but understanding the underlying psychology can often help us avoid making the wrong decision. There are, however, different rules for men and women.



Männer schätzen ihre Fähigkeiten realistischer ein, wenn sie sich in einer abwägenden Situation befinden.
Frauen gelingt dies besser, wenn sie konkrete Schritte einer Entscheidung planen müssen.

*Men assess their abilities more realistically when they are in a deliberative situation.
Women are most realistic when they are planning the individual steps of a decision.*

Psychological research has shown that men tend to overestimate their capabilities, while women are more likely to do the opposite and denigrate their own talents. Social psychologist Dr Sabine Hügelschäfer of the University of Cologne has investigated the role played by different states of awareness in this process. Together with her colleague Professor Anja Achtziger of Zeppelin University in Friedrichshafen, she discovered that men make a more realistic assessment of their own abilities when they are in a state of deliberative awareness. This is the case when they are contemplating whether or not to undertake a specific action. Women, on the other hand, significantly underestimate themselves in such situations. But as soon as we start actually planning a task (i.e. are in a state of implementational awareness), men overestimate themselves considerably while women in this state are adequately cognizant of their abilities and options and can thus make a realistic assessment of what they are actually capable. The effects can be illustrated

in the case of a house purchase. A couple is facing the decision of whether to risk taking such a huge step. Both of them first contemplate the advantages and disadvantages. They also take into account the possibility of the occurrence of unforeseen circumstances, such as unemployment. While the woman in this case initially shies away from the purchase in view of the risks, the man will slightly overestimate their financial options. However, when the decisions of the two are compared, the view taken by the man is significantly closer to the actual reality. Once both have decided in favour of a purchase, they begin planning concrete steps in a second phase; for instance, when they should move into their own home, what type of mortgage is best for them and where they will need to cut costs in the future. The study conducted by Hügelschäfer and Achtziger shows that both men and women are more optimistic and more confident in this phase of implementational awareness than in the phase of deliberative awareness. But men then

tend to take a more exaggerated view of the extent of control available to them than is actually the case in reality. The effect on women is more favourable – their previous underestimation of their options is corrected to the extent that they can now make a very realistic decision.

Women can use this psychological phenomenon to their advantage. For instance, if they tackle a small planning task just before attending a job interview, they will remain in the state of awareness in which they can better assess themselves and therefore appear more confident for a little while longer. Anyone putting together a project team can also benefit from the findings of this study. If men only are involved, especially during the planning phase, there can be massive overestimation of resources available. With the help of these findings, it may even be possible to avoid major disasters. The systematic overestimation of abilities and options is considered to be one of the causes of wars and financial crises.

Tauziehen der Molekularen Motoren: Tripper-Erreger koordiniert seine Bewegung Tug-of-war between molecular motors: Gonorrhoea pathogen coordinates its movement

Institut für Theoretische
Physik
Institute for Theoretical
Physics

Einem Piraten gleich entert er seine Opfer: *Neisseria gonorrhoeae*, der Erreger des Trippers. Mit Hilfe von Mini-Tentakeln klammert sich das Bakterium an seine Wirtszellen, so wie Piraten mit Enterhaken an ihre Prise. Die Tentakel, sogenannte Pili vom Typ IV, entfalten dabei eine große Kraft. Sie bestehen aus besonderen Proteinen und werden von Biologen molekulare Motoren genannt, sorgen sie doch nicht nur für das Anheften, sondern auch für die Fortbewegung der Bakterien. Das Bakterium kann

seine Pili ausfahren und wiedereinholen, wobei es sich beim Einholen der Pili entlang einer Oberfläche vorwärts zieht – wie ein Piratenschiff an seiner Prise. Damit sind sie essentiell für den Vorgang der Infektion, denn das Bakterium kann sich – zumindest für einige Sekunden – sehr zielgerichtet fortbewegen. Unbekannt war bisher, wie *Neisseria* seine vielen Pili koordiniert, denn im Gegensatz zu anderen Bakterien verfügt der kugelförmige Erreger über keine komplexen biochemischen Signalnetzwerke zur Steuerung seiner Pili.

Professorin Berenike Maier und ihre Mitarbeiter Dr. Claudia Meel und Lena Dewenter vom Institut für Theoretische

Physik haben zusammen mit ihren Kollegen vom Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung in Potsdam herausgefunden, was die Tripper-Erreger bewegt: „Wir sind der Frage nachgegangen, wie sich mehrere solcher Motoren koordinieren“, erklärt die Biophysikerin. Die Forscher fingen dazu die Bakterien in Laserfallen. „Mit Hilfe der Laserfallen kann man an einzelnen Molekülen Kräfte messen, das heißt, man kann die Kraft messen, die so ein einzelner molekularer Motor erzeugt“, so Professorin Maier. Das Fehlen von offensichtlichen biochemischen Steuermechanismen von *Neisseria gonorrhoeae* ließ bei den Wissenschaft-

lern die Vermutung aufkommen, dass hier hauptsächlich das Zusammenspiel mechanischer Kräfte für das Fortkommen eine Rolle spielt. „Die Pili können sich verlängern und verkürzen. Die Frage war: Reicht das, wenn jedes von denen sich zufällig verkürzt, um eine koordinierte Bewegung hinzukriegen?“

Um diese Frage zu beantworten, versicherten sich die Kölner Forscher der Hilfe ihrer Kollegen vom Max-Planck-Institut. Mit den Daten der Kölner Wissenschaftler konnte die Forschergruppe um Stefan Klumpp ein Modell der Koordination erstellen. Die Ausbildung und Verkürzung der Pili sind Zufallsprozesse, wobei das Bakterium die Wahrscheinlichkeit bestimmen kann, mit der diese Prozesse ablaufen. Bilden die Erreger zufällig mehrere Pili an einer Seite ihres Körpers aus, ziehen sie sich voran. Wenn nur ein einzelner Pilus an der gegenüberliegenden Seite liegt, löst er sich dadurch mit hoher Wahrscheinlichkeit – das Bakterium bewegt sich. Die Forscher konnten diese Bewegung zwar simulieren, aber etwas fehlte noch, um die Bewegung komplett erklären zu können: „Das Bakterium braucht dabei eine Form von Gedächtnis“, erklärt Berenike Maier. Die Kölner Forscher konnten in ihren Experimenten beweisen, dass ein solches Gedächtnis existiert. Einerseits bündeln sich Pili an einer Stelle des Einzellers zusammen und verleihen ihm dort besonderen Vorschub. Die Pili sind dabei wie kleine Teams, die gegeneinander Tauziehen spielen. Die Zusammensetzung der Teams bestimmt der Zufall. Andererseits fanden die Forscher Hinweise auf einen Komplex in der Zellmembran, der sehr stabil ist, so dass ein Pilus an einer Stelle mehrmals entsteht und verschwindet. „Solche Gedächtniseffekte konnten wir dann auch experimentell nachweisen“, so Maier. Die Forscher gehen davon aus, dass eine Überlagerung beider Vorgänge die Bewegung des Bakteriums koordiniert.

Die intensive Forschung der Kölner Wissenschaftler hat auch eine medizinische Dimension: Die Pili sind nicht nur für die Bewegung des Bakteriums zuständig. Sie dienen auch der Bildung von Biofilmen, die die Erreger unempfindlicher gegen Antibiotika machen. Außerdem sorgen sie für den

Austausch von Erbgut zwischen Bakterien im Biofilm, sodass zum Beispiel Resistenzen gegen Antibiotika verbreitet werden können. Professorin Maier: „Wir wollen wissen, ob Biofilme als Reaktoren für Gen-Transfer fungieren und die Entstehung von Multiresistenzen beschleunigen.“

 *It boards its victim like a pirate boarding a ship: Neisseria gonorrhoeae, the pathogen that causes gonorrhoea. The bacterium uses mini tentacles to cling to its host cells in the same way that pirates hook their prize. In doing so the tentacles, so-called type IV pili, develop a lot of strength. They consist of special proteins and are referred to by biologists as molecular motors, as they enable the bacteria both to attach and to move. The bacterium can extend and retract its pili. The process of retracting the pili enables it to pull itself forwards along a surface – like a pirate ship moving towards its prize. The pili are therefore essential for the course of the infection as the bacteria can move in a very targeted manner – at least for a few seconds. It was previously unknown how Neisseria gonorrhoeae coordinates its numerous pili as, unlike other bacteria, the round-shaped pathogen does not have any complex biochemical signal networks for controlling its pili.*

Together with colleagues from the Max Planck Institute for Colloids and Interfaces in Potsdam, Professor Berenike Maier, along with her employees Dr Claudia Meel and Lena Dewenter from the Institute for Theoretical Physics, found out how the gonorrhoea pathogen moves: “We looked into the question of how several such motors are coordinated,” explains the biophysicist. The researchers caught the bacteria in laser traps. “Laser traps can be used to measure the strength of individual molecules. This means that we can measure the strength generated by an individual molecular motor,” adds Professor Maier. The lack of any obvious biochemical control mechanisms in Neisseria gonorrhoeae led the scientists to suspect that primarily the interaction between mechanical forces plays a role in progression. “The pili can extend and

retract. The question was: if one of the pili randomly retracts, is it possible to achieve coordinated movement?”

The researchers from Cologne enlisted the help of their colleagues from the Max Planck Institute to answer this question. The research group working under Stefan Klumpp used the data provided by the Cologne scientists to create a coordination model. The formation and retraction of the pili are random processes but the bacterium can determine the probability of these processes taking place. If the pathogens randomly form several pili on one side of their body they can pull themselves along. If there is only one single pilus on the opposite side it is highly probable that this will become detached – and the bacterium moves. The researchers were able to simulate this movement but something was missing to be able to explain the movement in full: “The bacterium needs a form of memory,” explains Maier. The researchers from Cologne were able to show in their experiments that it does indeed have such a memory. On the one hand, the pili bunch together on one point of the protozoan and give it particular thrust there. The pili act like small teams involved in a game of tug-of-war. The composition of the teams is random. On the other hand, the researchers found indications of a complex in the cell membrane that is very strong, which means that a pilus can be created and disappear in one place many times. “We were also able to prove such memory effects in tests,” explains Maier. The researchers assume that the bacterium’s movement is coordinated by an interaction between these two processes.

The intensive research performed by the scientists in Cologne also has a medical dimension: the pili are not just responsible for the bacterium’s movement. They also form biofilms, which make the pathogens less susceptible to antibiotics. They also facilitate the exchange of genetic material between bacteria in the biofilm so that, for example, antibiotic resistance can be spread. Professor Maier: “We want to know if biofilms act as reactors for gene transfer and speed up the creation of multi-resistances.”

Schwache Verfassung: Warum haben sich in den post-sowjetischen Staaten autoritäre Regime entwickelt?

An unhealthy constitution: Why do the post-Soviet states now have authoritarian regimes?

Institut für osteuropäisches Recht und Rechtsvergleichung
Institute of Eastern European Law and Comparative Law



Wer in Russland öffentlich die Regenbogenflagge zeigt, muss mit einer Geld- oder Haftstrafe rechnen.

Die Mitglieder der systemkritischen Punkband Pussy Riot wurden 2012 für ihren provakanten Auftritt in einer orthodoxen Kirche zu Lagerhaft verurteilt. Und Nichtregierungsorganisationen, die Geld aus dem Ausland erhalten, gelten als „Agenten“. Diese drei Beispiele zeigen, dass Meinungsfreiheit und Pluralismus in Russland derzeit einen schweren Stand haben. Dabei sind diese Prinzipien wie in Deutschland fest in der Verfassung verankert.

Kölner Rechtswissenschaftler gehen diesem Paradox auf den Grund und untersuchen, warum sich im post-sowjetischen Raum autoritäre Regime entwickelt haben. Die Forschungsarbeiten sind Teil eines vom Bundesministerium für Bildung und Forschung ausgeschriebenen interdisziplinären Netzwerks. Neben Verfassungstexten untersuchen die an dem Projekt beteiligten Rechtswissenschaftler vor allem Lehrbücher, Rechtskommentare und Gerichtsentscheidungen. Die Studie soll beantworten, wie russische Gesetzgebung und Rechtsprechung heute dazu in der Lage sind, die Herrschaft der politischen Akteure abzusichern und in wieweit dabei

ein traditionelles Verständnis der sowjetischen Institutionen fortgeführt wird. Im Fokus steht hierbei die Russische Föderation, untersucht werden aber auch die anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion mit Ausnahme der EU-Mitglieder Estland, Lettland und Litauen.

„Anfang der 1990er Jahre dachte man, dass sich die staatlichen Institutionen in der ehemaligen Sowjetunion genauso entwickeln würden wie in den westlichen Staaten“, sagt die Kölner Juniorprofessorin Caroline von Gall vom Institut für osteuropäisches Recht und Rechtsvergleichung. „Jetzt stellen wir fest, dass es in eine andere Richtung ging, obwohl die Verfassungstexte größtenteils identisch sind“. In der Tat definiert sich Russland als Rechtsstaat, doch die Grundrechte werden oft völlig anders interpretiert als in den westlichen Demokratien. Die Verfassung wird stärker als politischer Text verstanden, der von der Legislativen und Exekutiven konkretisiert werden kann. Für die Kölner Rechtswissenschaftler entsteht das Bild einer Gewalteneinheit statt Gewaltenteilung. Richter etwa sollen sich der Exekutiven und Legislativen nicht in den Weg stellen. Aber auch innerhalb einer Institution soll offensichtlich stets Einheit demonstriert werden. So hat zum Beispiel im März nur einer der 450 Abgeordneten der Duma gegen die völkerrechtswidrige Eingliederung der Krim in die Russische

Föderation gestimmt. Wer aus der Rolle fällt, wird schnell diskreditiert. Von Gall sieht in diesem Rechtsverständnis ein Relikt aus sowjetischer Zeit: „In der Sowjetunion wurde eine starke Gewalteneinheit begründet, um die eine richtige Idee, den Sozialismus, umzusetzen. Die verschiedenen Institutionen sollten sich dabei nicht gegenseitig behindern“. Meinungsfreiheit und Pluralismus würden damals wie heute nicht als Chance gesehen. Dabei gab es im Russland der 1990er Jahre zunächst ein sehr liberales Presserecht. Doch die vielen gleichzeitigen Transformationsprozesse überforderten die Gesellschaft. Von Gall: „Durch die Probleme bei der wirtschaftlichen Neuorientierung wurden politische Begriffe wie Demokratie und Rechtsstaat ebenfalls diskreditiert. Das westliche Demokratieverständnis wird deshalb in den postsowjetischen Staaten nicht selten als etwas Fremdes wahrgenommen“. Verschärft wird die Situation durch die Tatsache, dass Russland sich vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte verpflichtet hat, die in der Verfassung festgeschriebenen Grundrechte zu gewährleisten. Die Forschung der Kölner Rechtswissenschaftler trifft damit auch einen Nerv der russischen Identität: die Grundsatze Frage, ob man sich kulturell als ein Teil Europas sieht oder nicht.



Anyone who has the temerity to openly display the rainbow flag in Russia can expect to be fined or even imprisoned. Following their provocative guerilla performance in an Orthodox church in Moscow, some of the members of the protest punk band 'Pussy Riot' were convicted and sent to remote prison camps in 2012. Even Russian non-governmental organisations that receive donations from abroad are now required to register as 'foreign agents'. These three examples illustrate to what extent the concepts of free speech and political pluralism are struggling to survive in today's Russia. And yet, just as in Germany, these very principles are guaranteed under the countries' constitutions.

Cologne-based legal scholars are currently studying the causes of this paradox and are investigating why it is that authoritarian regimes have come to power in the former Soviet republics. The research is being conducted within an interdisciplinary network sponsored by the German Federal Ministry of Education and Research (BMBF). In addition to the texts of the various constitutions themselves, the researchers are also concentrating on legal textbooks, legal commentaries and judicial decisions. The purpose of the study is to establish how legislation and the administration of justice in Russia are being employed to secure the hegemony of the current political elite and to what extent

this can be seen as representing a continuation of traditional Soviet political policies. The focus is on the Russian Federation, but other former republics of the Soviet Union – with the exception of the EU member states Estonia, Latvia and Lithuania – are also being investigated.

"In the early 1980s, we all expected that state institutions in the former Soviet Union would take the same path as those in Western countries," explains Caroline von Gall, an assistant professor at Cologne's Institute of Eastern European Law and Comparative Law. "But it is now apparent that they have taken a different route, although the underlying written constitutions are largely identical." Indeed, Russia sees itself as a constitutional state, yet there is often a completely different interpretation of basic rights than is the case in Western democracies. The constitution is seen more as a political text that needs to be construed and applied by the legislative and the executive branches. The researchers in Cologne have identified a tendency towards the concentration rather than the sharing of powers. Judges are not supposed to curtail in any way the activities of the executive and legislative branches. Members of these institutions are also expected to demonstrate a united front at all times. To give a single instance, in March only one of the 450 representatives of the Duma voted against the incorporation of Crimea into the Russian

Federation, an annexation which violated international law. Those who step out of line will quickly find themselves in hot water. Von Gall believes that this legal philosophy is a surviving relic of the old Soviet system. "In the Soviet Union, a strong central government arrogated to itself the powers needed to ensure that one central idea, namely that of socialism, could be imposed. The various institutions were not supposed to obstruct each other in working towards this aim." Freedom of speech and pluralism had no place in a system like this, and that is the case today as well. In the 1990s, press laws in Russia were in fact surprisingly liberal, but society could not assimilate the many transformation processes which were occurring all at the same time. "The massive problems associated with economic reorientation meant political tenets such as 'democracy' and 'constitutional state' became discredited. In the post-Soviet states, the Western concept of democracy is not infrequently perceived as something alien," adds von Gall. What makes the situation even more remarkable is the fact that Russia has ratified the European Convention for Human Rights, thus pledging to guarantee the basic rights written into its constitution. There is no doubt that the research being undertaken by the legal team in Cologne touches one of the raw nerves of Russian identity – should 'Mother Russia' consider herself culturally as a part of Europe or not?

Von Ooohs und Iiihs: Wie Artikulation und Emotion einander bedingen

“Ooohs” and “iihs”: How articulation and emotion depend on each other

Institut für Linguistik
Department of Linguistics



Können
Wörter unsere
Gefühlswelt
beeinflussen? Ein
interdisziplinäres
Team von Wissen-

schaftlerinnen und Wissenschaftlern um die Kölner Phonetikerin Prof. Dr. Martine Grice vom Institut für Linguistik und den Erfurter Psychologen Prof. Dr. Ralf Rummer geht dieser Frage auf den Grund.

Rummer und Grice untersuchen, ob und wie die Bedeutung von Wörtern mit deren Klang zusammenhängt. Dabei wurde nun der Spezialfall des lang ausgesprochenen „i“ (/i:/) und des langen, geschlossenen „o“ (/o:/) analysiert. Um herauszufinden, ob diese Vokale eher in emotional positiv valenten oder emotional negativ valenten Wörtern auftreten, versetzten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine Reihe von Versuchspersonen zunächst in unterschiedliche Stimmungslagen. Im Anschluss wurden sie gebeten, sich zehn Kunstwörter ausdenken und laut auszusprechen. Es zeigte sich, dass die von den Probandinnen und Probanden spontan erfundenen „Wörter“ bedeutend mehr /i:/s als /o:/s enthielten, wenn die jeweilige Person in guter Stimmung war. Negativ gestimmte

Personen formulierten hingegen verstärkt Kunstwörter mit /o:/.

Auf der Grundlage dieses ersten Versuchs überprüften Rummer und Grice, ob die unterschiedliche emotionale Qualität der beiden Vokale mit der bei der Artikulation jeweils durchgeführten Muskelbewegung verknüpft ist. Dabei ließen sich Rummer und Grice von einer experimentellen Anordnung inspirieren, die eine Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern um den Psychologen Fritz Strack in den 1980er Jahren entwickelt hatte: Probandinnen und Probanden werden angewiesen, beim Betrachten von Cartoons einen Stift im Mund zu halten, entweder zwischen den Zähnen oder zwischen den Lippen. Je nachdem welche Gesichtsmuskeln durch das Halten des Stifts genutzt werden, wird – so zeigt das Experiment – die Art der Rezeption der Cartoons beeinflusst. Wird der auch beim Lachen und Lächeln verwendete Musculus Zygomaticus Major genutzt, halten die Probanden die Cartoons für deutlich lustiger als ihre Vergleichspersonen, die dessen Antagonisten, den Muskulus Orbicularis Oris, kontrahieren.

Stracks „Stift-im-Mund“-Aufgabe, die schließlich zur viel rezipierten „Facial-Feedback-Hypothese“ führte, ersetzte

das Team um Rummer und Grice durch ein weiterführendes Experiment: Beim Betrachten von Cartoons sollten die Probandinnen und Probanden im Sekundenkontakt entweder /i:/ oder /o:/ artikulieren. Auch hier wurde also entweder der Musculus Zygomaticus Major oder aber der Musculus Orbicularis Oris stimuliert. Diejenigen Personen, die /i:/ artikuliert hatten, fanden die gleichen Cartoons deutlich amüsanter als jene, die stattdessen /o:/ artikuliert hatten.

Da beim Artikulieren von Vokalen zum Teil dieselben Gesichtsmuskeln verwendet werden wie beim Ausdruck bestimmter Emotionen, findet bei der Verwendung der menschlichen Sprache – so schlussfolgern Rummer und Grice – offenbar ein Lernprozess statt: Die Artikulation von /i:/ geht mit positiven Gefühlen einher, also werden Wörter, bei denen der Musculus Zygomaticus Major stimuliert wird, verstärkt zur Benennung positiver Sachverhalte genutzt. Die Formulierung des Lautes /o:/ hingegen ist aufgrund der dabei notwendigen Muskelkontraktion stärker mit negativen Gefühlen verbunden und wird daher häufiger bei der Beschreibung negativer Sachverhalte eingesetzt. Grice und Rummer: „Basierend auf unseren Befunden scheint es naheliegend, die

für viele Einzelsprachen belegte Häufung von /i:/, in positiv valenten Wörtern und die dem gegenüberstehende Häufung von /o:/ in negativ valenten Wörtern durch ein Phänomen namens ‚Articulatory Feedback‘ zu erklären.“ Dass wir für Phänomene wie „Liebe“ und „Tod“ ganz spezifisch klingende Wörter verwenden, scheint also kein Zufall zu sein.



Can words influence our emotional world? An interdisciplinary team of scientists working under Professor Martine Grice, a phonetician from the Department of Linguistics in Cologne, and psychologist Professor Ralf Rummer from Erfurt addressed this matter.

Rummer and Grice investigated whether and how the meaning of words is connected to their sound. They focused in particular on the specific case of the long ‘i’ (/i:/) and the long, closed ‘o’ (/o:/). In order to find out whether these vowels tend to appear in words with a positive or negative emotional valence, the scientists put a range of test people into different moods. At the end they were asked to think of ten made-up words and say them out loud. The “words” spontaneously invented by the test people con-

tained significantly more /i:/ sounds than /o:/ sounds if the person was in good spirits. In contrast, people in a sombre mood created more words with /o:/ sounds.

Based on this initial experiment, Rummer and Grice investigated whether the different emotional quality of the two vowels is linked to the muscle movements involved when articulating them. They were inspired by some experiments developed by a group of scientists working under the psychologist Fritz Strack in the 1980s. Test people were asked to hold a pen in their mouth while watching a cartoon, either between their teeth or between their lips. The experiment showed that the response to the cartoon was influenced by the facial muscles used to hold the pen. People using the zygomaticus major muscle, which is also used when laughing and smiling, found the cartoons much funnier than those using the opposing orbicularis oris muscle.

Rummer and Grice’s team replaced Strack’s “pen in mouth” task, which ultimately led to the recognised “facial feedback hypothesis”, with a further experiment. While watching cartoons, the test people articulated either the /i:/ or /o:/ sound every second. This stimulated either the zygomaticus major muscle or

the orbicularis oris muscle. The people articulating /i:/ sounds found the same cartoons significantly more amusing than those articulating /o:/ sounds.

Rummer and Grice concluded that, as the same facial muscles are sometimes used to articulate vowels and express certain emotions, there is apparently a learning process that takes place when using human language. Articulation of the /i:/ sound is associated with positive feelings, i.e. words that involve stimulation of the zygomaticus major muscle are more commonly used to describe positive things. In contrast, the muscle contraction required to form the /o:/ sound means that it is more strongly associated with negative feelings, and is therefore more commonly used to describe negative things. Grice and Rummer: “Based on our findings it seems clear that the common use of the /i:/ sound in positively valenced words in many languages, and the contrasting frequency of /o:/ sounds in negatively valenced words, can be explained by the phenomenon of ‘articulatory feedback’.” Thus it doesn’t seem to be a coincidence that we use words with very specific sounds for phenomena such as “Liebe” (love) and “Tod” (death).

Gesundheitsförderung am Arbeitsplatz Welche Angebote benötigen Mitarbeiter, um ihre Arbeitskraft langfristig zu erhalten? Promoting health at the workplace What do employees need to help them retain their work capacity?

Department
Psychologie
Department of
Psychology

Belastungen durch die Arbeit können vielfältig erlebt werden. Welchen körperlichen und seelischen

Belastungen Mitarbeiter an ihrem Arbeitsplatz ausgesetzt sind, ist Gegenstand einer Studie von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Untersucht wird, welche Angebote zur Gesundheitsförderung aus Sicht der Mitarbeiter benötigt werden, und inwieweit sie diese bei ihrem Arbeitgeber vorfinden. „Ziel der Studie ist es, möglichst viele Mitarbeiter aus unterschiedlichen Unternehmen – anonym im Internet – dazu zu befragen, ob sie sich an ihrem Arbeitsplatz gesundheitlich wohl fühlen oder ob sie den Eindruck haben, dass sie an ihrem Arbeitsplatz schädlichen körperlichen oder seelischen Belastungen ausgesetzt sind“, erklärt Untersuchungsleiter Professor Dr. Egon Stephan.

Die Online-Befragung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wurde im Sommer 2014 durchgeführt und wird derzeit ausgewertet. Die Wissenschaftler interessieren sich unter anderem für das Erleben von Über- und Unterforderung in der Arbeit sowie für das Gefühl von Hilflosigkeit und Kontrollverlust. Ein weiterer Teil der Untersuchung bezieht sich auf Fragen zu gesundheitlichen Problemen, die von den Arbeitnehmern mit ihrer Arbeit in Zusammenhang gebracht werden. Hierzu zählen beispielsweise auftretende Schlafstörun-

gen, Erschöpfungsgefühle, Kopfschmerzen, Rückenschmerzen und Probleme mit Ohren oder Augen.

Die Wissenschaftler möchten darüber hinaus erfahren, welche Maßnahmen zur Gesundheitsförderung von den Arbeitgebern angeboten werden. Trainings zur Stressbewältigung, Betriebssport sowie Beratungsangebote zur Arbeitsplatzergonomie und bei gesundheitlichen Problemen sind Beispiele für mögliche Maßnahmen im Rahmen einer betrieblichen Gesundheitsförderung. Inwieweit solche Maßnahmen tatsächlich von den Beschäftigten in Anspruch genommen werden, ist eine weitere wichtige Fragestellung, für die sich die Forscher interessieren.

Nach der Auswertung ist geplant, neue Ansätze für die betriebliche Gesundheitsförderung zu entwickeln. „Diese Ansätze sollen dazu beitragen, die Gesundheit und Arbeitszufriedenheit zu erhalten sowie die Bindungsbereitschaft der Mitarbeiter an ihren Arbeitgeber zu erhöhen“, so Professor Stephan. Betriebliche Gesundheitsförderung kann ein erfolgreiches Instrument zur Bindung der Mitarbeiter an ihr Unternehmen sein. Gerade im Hinblick auf den Fachkräftebedarf in den Unternehmen kommt der Gesundheitsförderung eine wesentliche Bedeutung zu. Welche finanziellen Folgen es hat, wenn Unternehmen freie Stellen nicht durch Fachkräfte besetzen können, belegt eine aktuelle Erhebung der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Ernst & Young. Allein dem deutschen Mittelstand entgingen demnach im vergangenen Jahr 31 Milliarden Umsatz. „Dieser

gewaltige Betrag verdeutlicht, dass die Unternehmen gut beraten sind, gesundheitserhaltende und -fördernde Maßnahmen fest zu etablieren und auf diese Weise die Mitarbeiter an ihren Arbeitgeber zu binden“, sagt Professor Stephan.

Work-related stress can take on many different forms. A study undertaken by academics at the Faculty of Human Sciences at the University of Cologne has been looking into the physical and mental stress to which employees are exposed at the workplace. The study investigated what health promotion programs employees think should be made available to them and to what extent they are actually provided by employers. “The objective of the study was to conduct a survey of employees from many different companies – anonymously via the internet – asking them whether they felt their workplace was beneficial to their health or if they felt they were exposed to harmful physical or mental pressures”, explains the study's director Professor Egon Stephan.

The online survey of employees was carried out in the summer of 2014 and is currently being evaluated. The researchers are interested in finding out, among other things, to what extent personnel consider themselves overburdened or underchallenged, feel defenceless or believe they lack any form of control at work. Another part of the study addresses the health problems that employees associate with



their work situation. These include, for instance, sleep disorders, feelings of fatigue, headaches, back pain and problems with the ears and eyes.

The researchers also want to determine what health-promoting measures employers actually offer their employees. Training sessions on how to cope with stress, company sports programs and advice on ergonomics at the workplace in order to avoid health problems are examples of possible health-promoting measures. The extent to which employees make use of these measures is another important aspect that is of interest to the researchers.

After evaluation, the results of the study will be used to develop new ways of promoting health at the workplace. "The concepts we develop will be intended to contribute towards maintaining health and work satisfaction and to increase the

employees' willingness to commit to their employer", explains Professor Stephan. Measures that promote health at work represent a useful tool that can help bind employees to the organisation for which they work. Because businesses need skilled and qualified personnel, these health promotion measures can play an important role in recruitment. A recent survey undertaken by audit firm Ernst & Young illustrates the financial consequences for companies that are unable to fill vacancies with qualified staff. Last year, the loss of turnover suffered by medium-sized businesses in Germany alone amounted to 31 billion euros. "It is evident in view of the size of this figure that companies are well-advised to put in place measures to maintain and promote the health of their employees and in this way bind them more closely to their employer", says Stephan.

Moral ist ansteckend: Kölner Wissenschaftler veröffentlicht innovative Moralstudie

Morality is infectious: Cologne scientist publishes innovative new study on morality

Social Cognition Center
Cologne

Wie häufig sind moralische Taten und Erfahrungen eigentlich im täglichen Leben? Welche Rolle spielen

dabei politische Einstellung, Religiosität und das soziale Umfeld? Und macht Moral glücklich? Der Kölner Psychologe Wilhelm Hofmann ist diesen Fragen der Alltagsmoral gemeinsam mit internationalen Kollegen in einer groß angelegten Studie nachgegangen.

Um moralisches Verhalten und Empfinden im Alltag möglichst nahe am Geschehen zu messen, wählten die Autoren einen für die Moralforschung neuartigen Zugang: Sie rekrutierten über 1200 Erwachsene in den USA und Kanada und schickten den Teilnehmern drei Tage lang je fünf SMS auf ihre Mobiltelefone. Mit jeder Nachricht wurden sie aufgefordert, in einem Onlinefragebogen Auskunft zu geben über etwaige in der letzten Stunde begangene oder beobachtete moralische beziehungsweise unmoralische Handlungen. Insgesamt rund 13.000 Antworten wurden auf diese Weise gesammelt. Etwa 30 Prozent davon handelten von moralisch relevanten Ereignissen, in den restlichen 70 Prozent fiel laut Auskunft der Teilnehmer nichts moralisch Relevantes vor. Am häufigsten waren Ereignisse, die mit Fürsorge oder Schädigung zu tun hatten – die wichtigste Grunddimension moralischen Verhaltens und Urteilens. Aber auch weitere Grunddimensionen bestimmten den moralischen Alltag der Teilnehmer, wie

etwa Fairness und Unfairness, Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit, Loyalität und Illoyalität, oder Reinheit und Unreinheit. Insgesamt reichten den Forschern acht derartige Tiefenstrukturen aus, um die gesammelten Antworten zu kategorisieren.

Die politische Einstellung hatte keinen starken Einfluss auf die Betonung moralischer Inhalte. Zwar berichteten politisch eher links ausgerichtete Teilnehmer etwas häufiger von Ereignissen, die mit Fairness und Unfairness sowie Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit zu tun hatten als politisch eher rechts ausgerichtete Teilnehmer. Diese wiederum betonten Loyalität und Illoyalität sowie Reinheit und Unreinheit mehr als Linke. Die gefundenen Unterschiede waren jedoch gering und stellen damit die in der amerikanischen Moralforschung verbreitete These in Frage, dass Menschen mit unterschiedlichen politischen Überzeugungen mit anderen moralischen „Brillen“ durchs Leben gehen.

Auch die These, dass religiöse Menschen mehr moralische Taten vollbringen als nichtreligiöse, stützen die Daten aus dem Lebensalltag nicht: So fanden die Forscher keinerlei Unterschiede in der durchschnittlichen Häufigkeit begangener moralischer oder unmoralischer Taten zwischen religiösen und nichtreligiösen Teilnehmern. Auch unabhängige Beurteiler, die die Kurzberichte der Teilnehmer ohne Kenntnis von deren Religionszugehörigkeit bewerteten, konnten keinerlei Unterschiede in der durchschnittlichen Qualität moralischer Taten zwischen Religiösen und Nichtreligiösen entdecken.

Hofmann und seine Kollegen untersuchten auch die Frage, ob die Häufigkeit moralischen Verhaltens von vorangegangenen moralischen Ereignissen in deren Lebensumwelt abhängt. Die Analyse moralischer Dynamiken über den Tag hinweg erbrachte unter anderem Evidenz für einen moralischen Ansteckungseffekt: Waren die Versuchsteilnehmer an einem gegebenen Tag Ziel einer moralischen Tat, so steigerte dies die Wahrscheinlichkeit, dass sie selbst danach auch eine moralische Tat vollbrachten. Oder anders ausgedrückt: „Gutes tut, wem Gutes widerfährt“.

Am glücklichsten im jeweiligen Moment waren die Teilnehmer übrigens, wenn sie selbst die Adressaten der moralischen Taten anderer waren. Dagegen verliehen die eigenen moralischen Taten den meisten Sinn.

How often do moral deeds and experiences really occur in daily life? How important in this are factors such as political persuasion, religious belief and the social environment? And does morality make people contented? Cologne psychologist Wilhelm Hofmann, together with international colleagues, has explored these questions of everyday morality in an extensive study.

The authors chose an approach that is new to morality research. They wanted to measure moral behaviour and perception in everyday life in as close proximity

as possible to the events appraised. Over 1200 adults were recruited in the USA and Canada and, for 3 days, each of the participants was sent 5 text messages to their mobile phone. In each text, they were asked to provide information in an online questionnaire about any moral or immoral acts perpetrated or observed in the last hour. Around 13,000 answers in total were gathered in this manner. Some 30 per cent of these dealt with morally relevant events. In the remaining 70 per cent, the participants felt that nothing morally relevant had occurred. The most frequent events were those dealing with care or harm – the most important basic factor in moral behaviour and discernment. But further basic factors also determined the participants' morality in everyday life, such as fairness and unfairness, sincerity and insincerity, loyalty and disloyalty, or cleanliness and uncleanness. The researchers identified a total of 8 such underlying structures with which to categorise the responses obtained.

Political persuasion did not have a strong impact on the emphasis of moral implications. However, those participants leaning further to the political left did report more frequently on events dealing with fairness and unfairness as well as sincerity and insincerity than those participants that leaned more to the right. Those on the right, on the other hand, stressed loyalty and disloyalty, or cleanliness and uncleanness more than those on the left. The differences uncovered were, however, slight. These findings therefore call

into question the position widely held in American morality research that people of different political persuasions go through life with differently tinted moral "glasses".

Furthermore, data from everyday life does not support the theory that religious people perform more moral deeds than non-religious. The researchers found no differences in the average frequency of moral or immoral deeds perpetrated by religious and non-religious participants. Even independent assessors, who evaluated the participants' messages without knowing their religious affiliation, could uncover no differences in the general quality of moral deeds between those who were religious and those who were not.

Hofmann and his colleagues also investigated the question as to whether the frequency of moral behaviour is dependent upon past moral events experienced in the participants' living environment. Amongst other findings, analysis of moral dynamics as they unfold during the day uncovered evidence that morality may have an infectious nature. If the research participants were recipients of a moral deed on any given day, then this increased the likelihood that they would later reciprocate with a moral deed of their own. Or in other words: "One good deed deserves another."

Incidentally, the participants were happiest at the point when they themselves were the recipients of other people's moral deeds whereas dispensing their own moral deeds conferred the most sense of purpose.

Im Netzwerk der Arachne – Eine gemeinsame Objektdatenbank der Uni Köln und des Deutschen Archäologischen Instituts macht dynamische Forschungsprozesse möglich

In Arachne's network – An object database jointly operated by the University of Cologne and the German Archaeological Institute facilitates dynamic research processes

Silke Feuchtinger

 Das Kölner CoDArchLab macht Bilder und Informationen zu Objekten der Antike weltweit zugänglich. Zusammen mit dem Deutschen Archäologischen Institut fördert es mit der Datenbank ARACHNE Forschung an der Schnittstelle von Archäologie und Informatik.

Paul Scheduling zieht einen blechernen Fotokasten aus dem Archivschrank. Dicht an dicht drängen sich darin die Akten, in jeder einzelnen befinden sich Schwarz-Weiß-Fotografien antiker Plastiken, manchmal auch schematische Linienzeichnungen oder in sorgfältiger Handschrift notierte Informationen. Mit Materialien wie diesen begann vor fünfzig Jahren an der Universität zu Köln der Aufbau eines archäologischen Forschungsarchivs, das heute weltweit von Tausenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern genutzt wird. Von den Archivschränken wird dabei nur noch selten Gebrauch gemacht. Zeitgenössische Forscherinnen und Forscher greifen per Mausklick auf die entsprechenden Daten zu.

Zwei Millionen Bilder zu Werken der Antike

Vor vier Jahren wurde das einstige „Forschungsarchiv für Antike Plastik“ in CoDArchLab (Cologne Digital Archaeology Laboratory) umbenannt. Kernstück ist die seit 2003 gemeinsam mit dem Deutschen Archäologischen Institut (DAI) betriebene Objektdatenbank ARACHNE, in der mehr als zwei Millionen Bilder zu Werken der Antike zur Verfügung gestellt werden und die mittlerweile alle archäologischen Gattungen umfasst. Ihrer Namenspatronin aus der griechischen Mythologie, der begabten Weberin, macht sie damit alle Ehre: ARACHNE gehört zu den größten Objektdatenbanken weltweit. Mehr als die Hälfte aller Anfragen stammen aus dem Ausland.

„Ausgangspunkt unserer Archivgründer war der Wille, die archäologischen Wissenschaften grundlegend zu demokratisieren“, erklärt Scheduling, der das CoDArchLab leitet. „Doch was dank Datenbanken wie ARACHNE heute möglich ist, war selbst für innovative Geister der 60er Jahre kaum vorstellbar.“ Den Grundstein des Archivs legten 1964 Prof. Dr. Heinz Kähler, damals Leiter des Kölner Archäologischen Instituts, und sein Assistent Hansgeorg Oehler. Beide waren, so Scheduling, tief überzeugt

von der Idee, die großen Werke antiker Kultur allen Interessierten zugänglich zu machen – unabhängig von deren Aufenthaltsort oder Budget. „Das Forschungsarchiv sollte von Beginn an eine Plattform sein, um Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler international miteinander ins Gespräch zu bringen“, führt Scheduling aus. Nun ist vieles Wirklichkeit geworden, was wohl selbst Kähler und Oehler vor einem halben Jahrhundert für utopisch gehalten hätten.

Frühe Computertechnik und Lochkartensysteme

Innovation und Altertum gehen im Kölner CoDArchLab seit jeher Hand in Hand. Bereits die Initiatoren Kähler und Oehler waren fasziniert von den Möglichkeiten des technischen Fortschritts und experimentierten früh mit Computern und anderen Hilfsmitteln, beispielsweise dem Lochkartensystem Golem II. „Die Akzeptanz für solche Systeme war in den siebziger Jahren in Universitätskreisen noch sehr gering“, so Scheduling. „Im Nachhinein sehen wir, wie richtig der Weg war, den die Gründer unseres Archivs allen Zweifeln zum Trotz schon damals einzuschlagen suchten.“

In den Fluren des CoDArchLab können Scheduling und sein Team heute fast ein



kleines Museum präsentieren. Neben den Archivschränken säumen verschiedenste Ausführungen von Computern mit Röhrenbildschirmen, analoge wie digitale Fotoapparaturen und mannshohe Schwarz-Weißabzüge den Weg zum IT-Bereich. Hier kann mit modernstem Equipment auf die Datenbank ARACHNE zugegriffen werden.

Vom ehemaligen CoDArchLab-Leiter Reinhard Förtsch in den 1990er Jahren entwickelt, ist ARACHNE seit 2001 online und macht sichtbar, was bislang in den Archivkästen ruhte. Auch die Schätze des Deutschen Archäologischen Instituts, das seit 2003 fester Kooperationspartner ist, sind über ARACHNE für alle Welt zugänglich. „Zusammen mit den Datensätzen des DAI, unseren eigenen Materialien sowie unzähligen angekauften Informationen aus aller Welt decken wir eine enorme Bandbreite ab“, so Scheduling.

Google Award für offenen Ansatz

Forschende finden hier neben hochauflösenden Fotografien auch sämtliche weiteren Informationen, die mit einem Objekt in Verbindung stehen. Wie schon in den alten Fotokästen werden die Daten auch im digitalen Archivsystem nicht nur gesammelt und für nachfolgende Generati-

onen bewahrt sondern objektgebunden miteinander in Beziehung gesetzt. Wer also Hintergründe zur antiken Darstellungsform des griechischen Heroen Perseus sucht, findet nicht nur Abbildungen, sondern erhält gleichzeitig Informationen über Aufstellungsorte, Provenienzen, Materialuntersuchungen oder mögliche Kopien der erhaltenen Objekte. „Auf diese Weise können stilistische und historische Forschungsbezüge schnell und eindeutig hergestellt werden“, betont Scheduling. „ARACHNE ist damit weit mehr als ein dienstleistungsorientiertes Bildarchiv.“

Die Idee der Forschungsplattform wurde dabei kontinuierlich weiterentwickelt. Heute gehört ARACHNE zu den wichtigsten archäologischen Wissensressourcen. „Wer mit unserem Archiv arbeitet, kann seine Daten dynamisch in Katalogen strukturieren und der Forschungscommunity zur Verfügung stellen“, erklärt Scheduling den offenen Ansatz der Datenbank. 2010 wurde ihr für ihre zukunftsweisenden Strukturen der „Google Award“ verliehen.

Von einer rein virtuellen Vernetzung ist das CoDArchLab jedoch weit entfernt. „Ohne die unzähligen persönlichen Kontakte, die unsere jeweiligen Institutsleiter pflegten und pflegen, wären viele unserer Aktivitäten gar nicht möglich gewesen“, führt Scheduling aus. Mehr als siebzig Fo-

tokampagnen und Ausstellungen konnten in den vergangenen Jahrzehnten international realisiert werden. Die Aufträge reichen dabei von aristokratischen englischen Privatsammlungen über die Vatikanischen Museen und das Pergamonmuseum bis hin zu kleinen Instituten in Albanien oder Nordafrika.

Auch innerhalb der Universität zu Köln hat sich das CoDArchLab ein nachhaltiges Netzwerk aufgebaut. Scheduling und sein Team wissen dabei um die Bedeutung einer Zusammenarbeit über die spezifischen Fachgrenzen hinaus. Mit der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Informationsverarbeitung um Professor Manfred Thaller wird dabei ebenso zusammen gearbeitet wie mit dem Rechenzentrum der Universität, das alle ARACHNE-Datensätze im Tivoli Storage System langzeitsichert. „Die Idee des Semantic-Web stellt die Digital Humanities vor immer neue Herausforderungen. Es ist wichtig, dass wir unsere Kompetenzen bündeln, um neuen Entwicklungen rechtzeitig zu begegnen und sie für die Forschung zu nutzen“, sagt Scheduling.

Diesen Ansatz teilt das Archäologische Institut mittlerweile mit vielen anderen Bereichen der Philosophischen Fakultät. „Auch die Geisteswissenschaften müssen sich den Herausforderungen des digita-

len Transfers in die Modern Humanities stellen“, betont die Historikerin Prof. Dr. Gudrun Gersmann, die unter anderem mit Projekten wie „MAPP: Modern Academic Publishing Partners“, „Gentz digital“ und „historicum-estudies.net“ ähnliche Wege beschreitet.

Verknüpfung mit neuer Professur für Archäoinformatik

Die Wandlung des Archivs und seiner Nutzung wird das CoDArchLab zum 50jährigen Jubiläum in einer Ausstellung präsentieren. Unter dem Titel „Antike Plastik 5.0://“ werden im Akademischen Kunstmuseum Bonn frühe Sammelwerke wie Kupferstiche und Gipsabgüsse, Fotografien aus verschiedenen Jahrzehnten sowie auf digitalen Technologien basierende 3D-Modelle nebeneinandergestellt. Während so die bisherige Entwicklung archäologischer Dokumentationsmedien nachvollziehbar wird, steht der Zusatz „5.0://“ sowohl für 50 Jahre Forschungsarchiv als auch bereits für die nächste Phase: Das CoDArchLab will als „work in progress“ verstanden werden.

Der nächste Schritt wird dabei auch auf der Ebene von Forschung und Lehre für Veränderung sorgen. Ab 2015 wird das Archiv direkt an eine neu eingerichtete Professur für Archäoinformatik angebunden sein: „Dies ist ein logischer und notwendiger Schritt, um die voranschreitende Technisierung in den Altertumswissenschaften auch von archäologischer Seite innovativ zu begleiten“, erläutert Scheduling. „Wir zeigen damit auch, dass die Archäologie heute längst keine elitäre Wissenschaft

mehr ist, sondern gemeinsam mit anderen Disziplinen zukunftsweisendes Forschen möglich macht.“

Die Arachne der antiken Mythologie war dazu verdammt, bis in alle Ewigkeit stupide Webarbeiten durchzuführen. Die ARACHNE der Universität zu Köln macht es besser. Dank ihrer Vernetzung wird sie sich in verschiedensten Zusammenhängen immer wieder neu entfalten können.

 *The CoDArchLab in Cologne makes images and information about objects from antiquity accessible to people all around the world. Its ARACHNE database, which is jointly operated with the German Archaeological Institute, promotes research at the interface between archaeology and information technology.*

Paul Scheduling takes a tin photo box from the archive cupboard. Jostling for space in the box are files containing black and white photographs of ancient sculptures, and sometimes also schematic line drawings or carefully handwritten information. Fifty years ago the University of Cologne used this material as the basis for building an archaeological research archive, which

is today used by thousands of scientists worldwide. Yet nowadays the archive cupboards are rarely opened. Contemporary researchers can access the relevant data with just one mouse click.

Two million images of works from antiquity

Four years ago the former Research Archive for Ancient structures (Forschungsarchiv für antike Plastik) was renamed Cologne Digital Archaeology Laboratory (CoDArchLab). The centrepiece is the ARACHNE object database, which has been operated together with the German Archaeological Institute (DAI) since 2003. The database contains more than two million images of works from antiquity and now includes all archaeological genres. As such, it more than lives up to its namesake, the talented weaver from Greek mythology: ARACHNE is one of the world's largest object databases. More than half of all enquiries come from abroad.

“The starting point for our archive founders was the desire to democratise archaeological science,” explains Scheduling, who leads up the CoDArchLab. “Yet even the innovative souls of the 1960s could hardly have imagined what is now possible thanks to databases such as ARACHNE.” The foundations for the archive were laid in 1964 by Professor Heinz Kähler, at the time head of the Archaeological Institute in Cologne, and his assistant, Hansgeorg Oehler. According to Scheduling, they were both deeply passionate about the idea of making the major works of ancient culture accessible to all interested parties – regardless of their whereabouts or budget. “From the very start the research archive was intended to be a platform to enable scientists around the world to communicate with one another,” explains Scheduling. Today many things have become a reality that even Kähler and Oehler would probably have considered to be utopian half a century ago.

Early computer technology and punch card systems

Innovation and antiquity have always gone hand in hand at the CoDArchLab in Co-

logne. The initiators, Kähler and Oehler, were fascinated by the possibilities of technical progress and experimented early on with computers and other resources e.g. the Golem II punch card system. "The acceptance for such systems in university circles was still very low in the 1970s," according to Scheduling. "In hindsight we can now see that the approach the archive founders tried to pursue in spite of all the misgivings was absolutely right."

In the hallways of the CoDArchLab, Scheduling and his team could almost showcase a small museum today. Alongside the archive cupboards various types of computers with CRT monitors, analogue and digital cameras and six foot black and white prints line the way to the IT area. From here the ARACHNE database can be accessed using the latest equipment.

Developed in the 1990s by Reinhard Förtsch, the former head of the CoDArchLab, ARACHNE has been online since 2001 and shows what had been previously been lying in archive boxes. People all around the world can also use ARACHNE to access the treasures of the German Archaeological Institute (DAI), which has been a partner since 2003. "Together with the data records from the DAI, our own material and countless information acquired from around the world we cover an enormous spectrum," notes Scheduling.

Google Award in recognition of open approach

Besides high resolution photos, researchers will also find all other information connected with an object. Just like in the old photo boxes, data is not just collected and stored for future generations in the digital archive system, but rather all of the information relating to a specific object is grouped together. For example, anyone looking for background information on ancient representations of the Greek hero Perseus will find not only images but also information about places where they are exhibited, provenance, material investigations or possible copies of the objects. "In this way stylistic and historical research connections can be established quickly and clearly," emphasises Scheduling. "ARACHNE

is much more than just a service-oriented photo archive."

The idea of a research platform has been constantly developed, and ARACHNE is now one of the most important resources for archaeological knowledge. "Anyone wanting to work with our archive can flexibly structure their data in catalogues and make it available to the research community," explains Scheduling in relation to the database's open approach. It received the "Google Award" in 2010 in recognition of its forward-looking structures. Yet the CoDArchLab is still a long way away from being a purely virtual network. "Without the countless personal contacts maintained by our institute leaders, many of our activities would not have been possible," explains Scheduling. More than seventy international photo campaigns and exhibitions have been organised over the past few decades. The mandates included private collections owned by English aristocrats, the Vatican museum, Pergamon museum and small institutes in Albania and North Africa.

The CoDArchLab has also developed a sustainable network within the University of Cologne. Scheduling and his team understand the importance of collaboration that goes beyond the boundaries of specific disciplines. They collaborate with the History and Cultural Information Processing team working under Professor Manfred Thaller and with the university computing centre, which stores all of the ARACHNE date records in the Tivoli Storage System. "The notion of the semantic web continually presents the world of digital humanities with new challenges. It is important that we combine our skills to respond to new developments in a timely manner and use them for our research," says Scheduling.

The Archaeology Institute now shares this approach with many other areas of the Faculty of Arts and Humanities. "The Humanities must also rise to the challenges of digital transfer in Modern Humanities," emphasises Professor Gudrun Gersmann, a historian who is treading a similar path with projects such as "MAPP: Modern Academic Publishing Partners", "Gentz digital" and "historicum-estudies.net".

Alignment with a new professor for computational archaeology

To mark its 50th anniversary, the CoDArchLab will present the transformation of the archive and its use in an exhibition at the Academic Museum of Art in Bonn. Under the title "Ancient Sculptures 5.0:II", early collections such as copper engravings and plaster moulds, photographs from various decades and 3D models based on digital technologies will be presented alongside one another. Whereas this will illustrate the developments in archaeological documentation to date, "5.0:II" stands for both 50 years since the creation of the research archive and also the next phase: the CoDArchLab sees itself as a "work in progress".

The next step will be to introduce change at the level of research and teaching. From 2015 the archive will be directly linked to a newly appointed professor for computational archaeology: "This is a logical and necessary step for providing innovative support to the technological developments being made in the area of ancient studies also from an archaeological perspective," explains Scheduling. "We are also showing that archaeology is no longer an elite science but rather, together with other disciplines, facilitates pioneering research."

In ancient mythology, Arachne was condemned to spinning stupid web forms for eternity. ARACHNE at the University of Cologne is doing things better. Her network will enable her to develop continually in different contexts.

DFG-Schwerpunktprogramm: Frühgeschichte der Erde DFG priority programme on the early history of the earth

Als vor rund 4,6 Milliarden Jahren die Erde entstand, war an Leben noch nicht zu denken. Wie sie ein bewohnbarer Planet wurde, erforschen Geowissenschaftler nun in dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Schwerpunktprogramm „Building a Habitable Earth“. Die nächsten sechs Jahre wird die DFG rund 10 Millionen Euro für das Programm zur Verfügung stellen.

Antragsteller zur Einrichtung des Programmes ist der Kölner Geowissenschaftler Professor Carsten Münker. „In dem Schwerpunktprogramm geht es um die Frage, wie sich die Erde zu einem Planeten entwickeln konnte, auf dem letzten Endes höhere Lebensformen entstehen konnten“, sagt Münker. Daran werden Wissenschaftler verschiedener geowissenschaftlicher Disziplinen mit jeweils unterschiedlichen methodischen Ansätzen arbeiten. Das Programm soll klären wie, seit wann und warum Leben auf der Erde entstehen konnte.

Anhand der ältesten Gesteine der Erde und von extraterrestrischem Probematerial wollen die beteiligten Geowissenschaftler die Rahmenbedingungen während der frühen Entwicklung der Erde rekonstruieren. „Wir wollen die Bausteine der Erde identifizieren und verstehen, woher das Material kommt“, erklärt Münker. So sollen zum Beispiel offene Fragen zur Entstehung der ältesten Gesteine der Erde geklärt werden. Hierbei sind vor allem Gesteine aus dem Erdzeitalter des Archaikums (4,0 bis 2,5 Milliarden Jahre) von Interesse. Aus dem besonders interessanten Erdzeitalter des Hadaikums (älter als 4 Milliarden Jahre) sind keine Gesteine, sondern nur wenige Minerale erhalten. „Hier können nur in-

direkte Rückschlüsse, zum Beispiel durch aufwendige geochemische Untersuchungen an archaischen Gesteinen gezogen werden“, so Münker.

„Meteoriten sind Zeitzeugen des Planetenwachstums“

Da die älteste Erdoberfläche aufgrund plattentektonischer Prozesse nicht mehr erhalten ist, greifen die Geowissenschaftler auch auf Proben von Mondgestein und Meteoriten zurück. Sie profitierten in den letzten Jahren von einem insgesamt enormen Zuwachs an hochwertigem Probenmaterial. Grund dafür sind eine immer professioneller werdende Meteoritensuche sowie neu entdeckte Fundstellen. „Meteoriten sind Zeitzeugen des Planetenwachstums“, so Münker. Die extraterrestrischen Proben erhalten Münker und seine Kollegen nicht nur in Museen und bei der NASA. Immer häufiger beziehen sie Gesteine auch über private Meteoritenhändler.

Die Frühentwicklung der Ozeane und der Atmosphäre ist ein weiterer Aspekt, mit dem sich die Wissenschaftler in dem Schwerpunktprogramm beschäftigen werden. Sie wollen herausfinden, welche Zusammensetzung die Uratmosphäre hatte, seit wann es Ozeane gibt und welche Wechselwirkung es zwischen der Uratmosphäre und den Urozeanen herrschten. Ein wichtiges Thema ist hierbei der Sauerstoffgehalt in der Erdatmosphäre. Freier Sauerstoff in der Atmosphäre existiert seit ungefähr 2,4 Milliarden Jahren und hatte enorme Auswirkungen für die Entwicklung des Lebens.

Das Schwerpunktprogramm schafft eine einzigartige Forschungsinfrastruktur

Insbesondere die Neuentwicklung hochspezialisierter analytischer Verfahren hat die Verfolgung dieser neuen Forschungsansätze jetzt möglich gemacht. Zudem soll das Programm der deutschen Forschungsgemeinde einen besseren Zugang zu wertvollen Gesteinsproben ermöglichen und das analytische Potential verschiedener Arbeitsgruppen bündeln. Die Kölner Arbeitsgruppe ist besonders auf geologische Altersdatierung und Isotopenmessung spezialisiert. „Wir sind einer der wenigen Standorte, der in naher Zukunft zwei ICP-Massenspektrometer zur Analyse von Isotopen haben wird“, betont Münker. Die Kölner Geologie und Mineralogie zähle somit landesweit zu den bestausgerüsteten Instituten.

Es ist zu erwarten, dass eine führende Rolle deutscher Geowissenschaftler bei der Erforschung der Frühgeschichte der Erde, durch das Schwerpunktprogramm ausgebaut wird, weil deutschlandweit eine einzigartige Infrastruktur in der Geologie und Mineralogie entsteht, die es ermöglicht, auf kurzen Wegen sehr interdisziplinär und projektübergreifend zu diesem Thema zusammenzuarbeiten.

When the earth was created around 4.6 billion years ago the concept of life was unimaginable. As part of the “Building a Habitable Earth” priority programme, supported by the German Research Foundation (DFG), geoscientists are

now researching how it was transformed into a habitable planet. Over the next six years the DFG will provide around 10 million euros to support the programme.

The impetus to set up the programme came from Professor Carsten Münker, a geoscientist in Cologne. "The priority programme aims to look at how the earth was able to develop into a planet that could ultimately support life forms," explains Münker. Scientists from different geoscientific disciplines will work using various methodical approaches. The programme aims to explain how, since when and why life was created on earth.

The geoscientists want to reconstruct the conditions that existed during the early development of the earth using the earth's oldest rocks and extraterrestrial sample material. "We want to identify the earth's building blocks and understand where the material comes from", explains Münker. The aim is to provide responses to unanswered questions such as how the earth's oldest rocks were created. The main focus here is on rocks from the Archean era (4.0 to 2.5 billion years ago). No rocks remain from the particularly interesting Hadean era (more than 4 billion years ago) but instead only a few minerals. "Here we can only draw indirect inferences, for example through complex geochemical investigations of archaic rocks," explains Münker.

"Meteorites are contemporary witnesses of planetary growth"

Processes of plate tectonics mean that the oldest earth's surface no longer exists, so the geoscientists also use samples of lunar rock and meteorites. Over the

past few years they have benefited from a significant increase in high quality sample material. The reasons for this are increasingly professional meteorite quests and newly discovered find spots. "Meteorites are contemporary witnesses of planetary growth," explains Münker. He and his colleagues don't just get their extraterrestrial samples from museums and NASA. They also obtain an increasing number of rocks from private meteorite dealers.

The early development of oceans and the atmosphere is a further area of focus for the scientists in the priority programme. They want to find out about the composition of the primordial atmosphere, when oceans were created and what interactions there were between the primordial atmosphere and primordial oceans. An important aspect here is the oxygen content in the earth's atmosphere. Free oxygen has been present in the atmosphere for around 2.4 billion years and had an enormous impact on the development of life.

The priority programme creates a unique research infrastructure

The development of highly specialised analytical procedures in particular has made it possible to pursue these new research approaches. The programme from the German research community also aims to provide better access to valuable rock samples and combine the analytical potential of different working groups. The working group in Cologne is particularly specialised in geological dating and isotope measurements. "We are one of the few locations that will soon have two ICPmass spectrometers for analysing isotopes," emphasises

Münker. This will make the Geology and Mineralogy Institute in Cologne one of the best-equipped in the country.

It is to be expected that the priority programme will lead to German geoscientists playing a leading role in research into the early history of the earth. It will create a unique infrastructure in the fields of geology and mineralogy throughout Germany, and make it possible and easy to work together on this issue across departments and projects.

Millionenförderung für Mittelalter-Projekt Millions in funding for medieval project

Mit einem groß angelegten Forschungsvorhaben zur „Edition fränkischer Herrschererlasse“ hat Professor Dr. Karl Ubl vom Historischen Institut der Universität zu Köln erfolgreich eine hohe Fördersumme eingeworben. Die Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften und Künste fördert das Projekt mit einer Gesamtsumme von 5,28 Millionen Euro für eine Laufzeit von 16 Jahren.

Die bislang nur unzureichend erschlossenen fränkischen Herrschererlasse (Kapitularen) gehören zu den wichtigsten Quellen der Geschichte des Frankenreichs. Für den Zeitraum von 507 bis 920 beleuchten sie die Versuche der merowingischen und karolingischen Könige, das fränkische Großreich regierbar zu machen, und geben unverzichtbare Einblicke in die politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse der Zeit.

Ubl, der als Professor für Mittelalterliche Geschichte mit dem Schwerpunkt Früh- und Hochmittelalter an der Universität zu Köln lehrt, kann dank der Förderung nun mit einem Team von fünf Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die überlieferten Herrschererlasse in ihren handschriftlichen Kontexten erschließen und – so das Ziel des Vorhabens – in rekonstruierter Form mit Übersetzung publizieren. Damit werden die Kapitularen des Frankenreiches erstmals vollständig dokumentiert und langfristig für die Forschung zugänglich gemacht.

Professor Karl Ubl of the Historical Institute of the University of Cologne has successfully raised significant funding for his large-scale research project on “The Edition of Ordinances of Frankish Rulers”. The North Rhine-Westphalian Academy of Sciences and Arts is supporting the project with a total amount of 5.28 million euros for a period of 16 years.

The ordinances of Frankish rulers (capitularies) are among the most significant sources for studying the history of the Frankish Empire and they have not received sufficient focus to date. For the period from 507 to 920 they shed light on how the Merovingian and Carolingian kings attempted to make the Frankish Empire governable and provide essential insights into the political, social and cultural circumstances of the time.

Ubl, teaching as professor of medieval history with an emphasis on the early and high middle ages at the University of Cologne, can now use the funding to investigate the extant ordinances of the rulers in their original manuscript context with a team of five researchers with the objective of publishing them in reconstructed form with translation. This will represent a first full documentation of the capitularies of the Frankish Empire which will be made available for long-term research.

Kooperation mit taiwanesischer medizinischer Hochschule

Cooperation with Taiwanese medical university

Die Humanwissenschaftliche Fakultät der Universität zu Köln hat einen Kooperationsvertrag mit dem College of Health Sciences und dem College of Humanities & Social Sciences der Kaohsiung Medical University (Taiwan) unterzeichnet. Ziel dieses Übereinkommens ist neben dem Austausch von Studierenden und Doktoranden, die Entwicklung gemeinsamer Forschung im Bereich der Rehabilitation von Menschen mit Behinderung. Das College of Humanities & Social Sciences hat sich zur Aufgabe gemacht, durch internationale Forschung die Behindertenhilfe in Taiwan weiter auszubauen.

Eine treibende Kraft hierbei ist Professorin Dr. Nan-Chieh Chen, die 2006 ihre Promotion an der Heilpädagogischen Fakultät der Universität zu Köln abgelegt hat. Derzeit arbeiten Professorin Barbara Fornefeld und Professorin Nan-Chieh Chen an einem Bildungskonzept für Menschen mit schwerer Behinderung, das kulturspezifische Elemente integriert. In dieses Forschungsvorhaben sollen nach Abschluss des Kooperationsvertrages stärker Doktoranden aus beiden Ländern einbezogen werden.

The Faculty of Human Sciences at the University of Cologne has signed a cooperation agreement with the College of Health Sciences and the College of Humanities & Social Sciences at Kaohsiung Medical University (Taiwan). The agreement will provide for the implementation of joint research projects focusing on the development of rehabilitation strategies for those suffering from disabilities, besides facilitating the exchange of students and doctoral candidates. The College of Humanities & Social Sciences has set itself the task of using international research to help the disabled in Taiwan.

Professor Nan-Chieh Chen, who acquired a doctorate from the Faculty of Special Education at the University of Cologne in 2006, is a driving force behind the project. Professor Barbara Fornefeld and Nan-Chieh Chen are currently working on an educational concept for people with severe disabilities that integrates culture-specific elements. This research project should provide a targeted framework for integration of doctoral candidates from both countries within the scope of the cooperation agreement.

Kölner Wirtschaftsprofessor unter den drei wichtigsten Ökonomen

Cologne-based professor of economics one of the three leading economists

Der Kölner Professor Axel Ockenfels gehört zu den drei einflussreichsten Ökonomen in Deutschland. Dies zeigt eine Rangliste der deutschsprachigen Ökonomen, die die Frankfurter Allgemeine Zeitung im September unter dem Titel „Auf diese Ökonomen hört das Land“ veröffentlicht hat. Ockenfels überzeugt insbesondere durch seine Forschungsleistung; hier hat er im Gesamtranking der einflussreichsten Ökonomen die Nase klar vorne. Nach Ansicht von Ockenfels zeigt das Ergebnis, dass der Anspruch seiner Kölner Forschergruppe, die Lücke zwischen Wirtschaftswissenschaft und Praxis zu verringern, nicht zu hoch gegriffen ist. Axel Ockenfels ist Professor für Wirtschaftswissenschaft an der Universität zu Köln. Für seine Forschung hat er unter anderem den Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft erhalten.

The UoC's Professor Axel Ockenfels is one of the three most influential economists in Germany. This is according to a ranking of German economists published in September under the title "The country listens to these economists" in the Frankfurter Allgemeine Zeitung. Ockenfels made a particular impression with his research prowess; here he showed a clear lead over his fellow economists. As Ockenfels sees it, the result shows that the Cologne-based research group has indeed delivered on its objective of reducing the gap between economic theory and practice. Ockenfels is Professor of Economic Sciences at the University of Cologne. For his research, he has received, amongst other awards, the Gottfried Wilhelm Leibniz Prize from the German Research Foundation.

Neue Forschergruppe an der Universität zu Köln

New research group at the University of Cologne

Soziale Vergleichsprozesse sind ein grundlegendes Merkmal menschlichen Verhaltens. So hängt zum Beispiel die Bewertung eigener sportlicher Leistungen, des Jahresgehalts oder der Attraktivität entscheidend davon ab, mit wem man sich vergleicht. Im Fokus der neuen Forschergruppe „Relativity in Social Cognition: Antecedents and Consequences of Comparative Thinking“ steht dieses vergleichende Denken.

Untersucht werden soll, ob das vergleichende Denken ein übergeordnetes Verhaltensprinzip darstellt und zur Erklärung unterschiedlicher Facetten menschlichen Verhaltens herangezogen werden kann. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Psychologie, Verhaltensökonomie und Verhaltensbiologie wollen dazu die Voraussetzungen und Konsequenzen vergleichenden Denkens untersuchen, um auf diese Weise zur Erklärung der komplexen Dynamik menschlichen Sozialverhaltens beizutragen. Sprecher der neuen Forschergruppe ist der Kölner Psychologe Professor Dr. Thomas Mussweiler. Die neue Forschergruppe verstärkt den Kernprofilbereich „behavioral economic engineering and social cognition“ der Universität.

Social comparison processes are a fundamental feature of human behaviour. For example, the assessment of your own sporting performance, your salary or how attractive you deem yourself to be depends on whom you are comparing yourself to. Thinking in comparisons is the focus of the new research group "Relativity in Social Cognition: Antecedents and Consequences of Comparative Thinking".

It sets out to study whether comparative thinking represents a superordinate behavioural principle and whether it can be used to explain different facets of human behaviour. Researchers from psychology, behavioural economics and behavioural biology want to examine the prerequisites and consequences of comparative thinking in order to help explain the complex dynamics of human social behaviour. Spokesperson of the new research group is the Cologne-based psychologist Professor Thomas Mussweiler. The new research group reinforces the core profile area of "behavioural economic engineering and social cognition" of the university.

Kölner Wissenschaftlerin in den DFG-Senat gewählt Cologne-based scientist elected to the DFG Senate

Die Mitgliederversammlung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) hat Prof. Dr. Bettina Rockenbach vom Staatswissenschaftlichen Seminar für Experimentelle Wirtschaftsforschung der Universität zu Köln in den Senat gewählt. Die Universität zu Köln ist damit erstmals durch eine Wissenschaftlerin im DFG-Senat vertreten. Der Senat der DFG ist das wichtigste wissenschaftspolitische Gremium der größten Forschungsförderorganisation und zentralen Selbstverwaltungseinrichtung für die Wissenschaft in Deutschland. Er nimmt übergeordnete Anliegen der Forschung wahr, fördert ihre Zusammenarbeit und berät Regierungen, Parlamente und Behörden durch wissenschaftlich begründete Stellungnahmen.

The general meeting of the German Research Foundation (DFG) has elected Professor Bettina Rockenbach from the Department of Political Economics for Experimental Economic Research at the University of Cologne to the senate. This means the University of Cologne has a female academic on the DFG Senate for the first time. The Senate of the DFG is the most important science policy committee of the largest research funding organisation and central self-governing organisation for science in Germany. It addresses overriding research issues, promotes research cooperation and advises governments, parliaments and public authorities with its scientifically reasoned opinions.

Professor Dr. Martin Henssler in den Mittelstandsbeirat berufen

Professor Martin Henssler appointed to the SME Advisory Board

 Professor Dr. Martin Henssler, Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln, ist vom Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel in den Beirat für Fragen des gewerblichen Mittelstandes und der freien Berufe beim Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (Mittelstandsbeirat) berufen worden. Der Beirat wird vom Bundeswirtschaftsminister persönlich geführt.

Der Beirat für Fragen des gewerblichen Mittelstandes und der Freien Berufe befasst sich mit der Lage und den Perspektiven kleiner und mittlerer Unternehmen sowie der Freien Berufe. Er berät den Bundesminister zu Fragen, die sich aus den strukturellen Veränderungen im innen- und außenwirtschaftlichen Bereich für die mittelständische Wirtschaft ergeben. Darüber hinaus analysiert er den Einfluss aktueller wirtschaftspolitischer Massnahmen auf die wirtschaftliche Situation kleiner und mittlerer Unternehmen. Dem Gremium gehören Persönlichkeiten an, die aufgrund ihrer praktischen Tätigkeit und ihrer fachlichen Erfahrung in mittelstandspolitischen Fragen für eine solche Aufgabe besonders geeignet sind.

 *Professor Martin Henssler, Dean of the Faculty of Law at the University of Cologne, has been appointed by the Federal Minister of Economics Sigmar Gabriel to the advisory board for matters concerning small- and medium-sized business and the independent professions at the Federal Ministry of Economic Affairs and Energy (SME Advisory Board). The advisory board is headed personally by the Federal Minister of Economics.*

The advisory board for SMEs and the independent professions deals with the current situation and the prospects of small and medium enterprises as well as the independent professions. It advises the Federal Minister on matters impacting on the SME sector from structural changes within the economy at home and abroad. In addition, it analyses the impact of current economic policies on the business situation of small and medium-sized enterprises. The body comprises people particularly suited for such responsibility on account of their practical work and their professional experience in issues regarding SME policies.

Herausgeber Editor

Der Rektor der Universität zu Köln

Redaktion Editorial Staff

Universität zu Köln

Presse und Kommunikation

Merle Hettesheimer (CvD editor in chief)

Silke Feuchtinger

Sebastian Grote

Robert Hahn

Mathias Martin

Konzept Concept

Merle Hettesheimer

Konzept dieser Ausgabe

Concept of this Edition

Sebastian Grote

Gestaltung Art Direction

mehrwert intermediale kommunikation

GmbH, Köln

www.mehrwert.de

Autoren Authors

Benedikt Bastong

Yasmina Schwarz

Übersetzung Translation

aatranslations

Einstein Palais – Friedrichstraße 171

10117 Berlin

Fotos Photos

Maya Claussen (S. 10, 20, 30, 40, 46, 54, 62, 70),

Sebastian Grote (S. 13, 15, 16, 18, 19, 24, 27, 28, 45), Merle Hettesheimer (S. 57, 58, 61),

Frauke Kraas (S. 43), Nora Warach (S. 66, 69), picture alliance / AP Photo Richard Vogel

(S. 35), picture alliance / dpa Dai Kurokawa (S. 39), picture alliance / Sandra Gätke (S. 36),

picture alliance / Sven Doornkaat (S. 33), picture alliance / Horst Ossinger (S. 23),

B. Wylezich – Fotolia.com (S. 73), Gordon Bussiek – Fotolia.com (S. 74),

photo 5000 – Fotolia.com (S. 77), von Lieres – Fotolia.com

bpk / RMN – Grand Palais / Patrice Schmidt (S. 51),

© 2014 Carnegie Museum of Art, Pittsburgh (S. 50),

© VG Bild-Kunst, Bonn 2014 (S. 49),

CoDArchLab / Forschungsarchiv für Antike Plastik, Archäologisches Institut,

Universität zu Köln (S. 91)

Titelbild Cover picture

Keupstraße, Köln

Maya Claussen Photography

www.mayaclaussen.com

Anzeigenverwaltung | Druck Print

Köllen Druck + Verlag GmbH

Ernst-Robert-Curtius Straße 14

53117 Bonn-Buschdorf

Anzeigen Advertisement

Rohat Atamis

T +49 (0)228 98 982 – 82

F +49 (0)228 98 982 – 99

verlag@koellen.de · www.koellen.de

Auflage Circulation

3.000

© 2014: Universität zu Köln

Druckerei Schallenberg



Universität zu Köln
Presse und Kommunikation
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln
www.uni-koeln.de